



Leseprobe

Bernhard Hennen
**Drachenelfen - Die
Windgängerin**
Drachenelfen Band 2

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,99 €



Seiten: 880

Erscheinungstermin: 29. Oktober 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Rückkehr in die atemberaubende Welt der Elfen

Noch herrschen die mächtigen Drachen über Elfen, Zwerge und die anderen Völker Albenmarks. Doch ein unglaublicher Verrat in ihren eigenen Reihen beginnt zu wirken – und plötzlich müssen sich die Drachenelfen entscheiden: Dienen sie weiter ihren Herren oder kämpfen sie für eine neue Zeit, eine Zeit der Elfen . . . Nach dem großen Bestseller Drachenelfen legt Bernhard Hennen den heiß ersehnten neuen Roman um die magische Welt der Elfen und Drachen vor.

Die Welt bebt. Während sich im geheimnisvollen Nangog dunkle Geschehnisse häufen und der Unsterbliche Aaron vor der Schlacht seines Lebens steht, ist im Land der Drachen und Elfen das Unglaubliche geschehen: Eine Gruppe findiger Zwerge hat einen der mystischen Drachen getötet. Für seine Drachenbrüder bedeutet dies Rache um jeden Preis, und ein Plan nimmt Gestalt an, der eine Metropole der Zwerge, die Tiefe Stadt, in Schutt und Asche legen soll. Doch damit ist auch das Leben der jungen Elfenkriegerin Nandalee in Gefahr. Auf geheimen Befehl Nachtatems hat sie sich als Spionin unter die Zwerge gemischt, um dort ihre letzte Prüfung zur Drachenelfe zu erfüllen. Nandalee ahnt nicht, dass ihr auch von ganz anderer Seite tödliche Gefahr droht. Laut einer Prophezeiung ist sie es, die den Untergang der Drachen besiegeln wird – und der Drachenelf, der ihr am nächsten steht, wurde bereits als Assassine ausgesandt . . .

Im zweiten Band der fesselnden Drachenelfen-Saga beweist Bernhard Hennen einmal mehr, dass er der Meister epischer Fantasy im Stil von J. R. R. Tolkien und George R. R. Martin ist.

BERNHARD
HENNEN
DRACHEN
ELFEN
DIE WINDGÄNGERIN

*Für Lara,
die mich in ihr Fjordland einlud und mir zeigte,
was wahrer Heldenmut ist.*

Now this is not the end. It is not even the beginning of the end.
But it is, perhaps, the end of the beginning.

(Dies ist nicht das Ende. Es ist noch nicht einmal der Anfang
vom Ende. Aber es ist vielleicht das Ende eines Anfangs.)

Winston Churchill

AUS DER REDE NACH DEM BRITISCHEN SIEG
ÜBER DAS DEUTSCHE AFRIKA-KORPS IN DER ZWEITEN SCHLACHT
VON EL ALAMEIN IN ÄGYPTEN, 1942

PROLOG

 »Du gibst mir sofort den Stein«, zischte Sina. Sie war einen Kopf größer als er und die Tochter des reichsten Bauern von Belbek. Sich ihr zu widersetzen war dumm. Aber Daron dachte gar nicht daran, seinen Schatz aufzugeben. Er hielt den Stein fest umklammert.

Niemand kam ihm zu Hilfe. Alle anderen Kinder fürchteten sich vor Sina. Sie standen einfach um sie beide herum und warteten ab, wer das Ringen gewinnen würde.

»Du könntest sie in den Arm beißen«, flüsterte Tura, der Kleinste in der Schar, die sich hinaus in den Palmhain geschlichen hatte.

Sina warf ihm einen giftigen Blick zu. »Das hab ich gehört.«

Daron nutzte den Augenblick, den sie abgelenkt war, und trat ihr vors Schienbein. Fluchend ließ sie den Stein los und verpasste ihm gleich darauf eine Ohrfeige. »Behalt das dumme Ding doch. Ein Stein ist gar kein richtiger Schatz!«

»Doch«, entgegnete er trotzig. »Dieser schon und das weißt du ganz genau.«

Daron hielt seinen kostbarsten Besitz fest umklammert. Sein Vater Narek hatte den Stein, am Tag bevor er gegangen war, beim Umgraben ihres kleinen Ackers gefunden und ihm geschenkt. In ganz Belbek gab es keinen zweiten Stein wie diesen. Er war auf einer Seite weiß wie frische Ziegenmilch und auf der anderen so schwarz wie Holzkohle. Daron konnte den Stein mit der Hand nicht ganz umschließen. Er war flach und kaum dicker als sein kleiner Finger.

Es war so unendlich lange her, dass sein Vater davongezogen war, um für den Unsterblichen Aaron zu kämpfen. Waren es wirklich erst drei Monde? Daron kam es vor wie drei Jahre.

»Fangen wir an.« Sina war immer noch schlecht gelaunt. »Ihr seid die rattengesichtigen Luwier, und wir werden euch aus dem Palmpalast vertreiben.«

»Wir, die Luwier?«, empörte sich Daron. »Das geht nicht!«

»Und ob das geht! Wir waren gestern erst die miesen Luwier. Heute seid ihr dran.«

Daron schüttelte entschieden den Kopf. »Mein Papa zieht mit dem Heer von Aram. Da kann ich doch keinen Luwier spielen. Das ist gegen die Ehre der Familie.«

»Und mein Papa sagt, dass dein Vater höchstens die Pferdeäpfel hinter den Streitwagen des Unsterblichen kehrt. Narek ist gar kein Krieger. Das wissen alle hier im Dorf.«

Daron kämpfte gegen einen Kloß im Hals. Sina konnte so gemein sein. Genau wie ihr Vater! Natürlich wusste er auch, dass sein Papa kein Krieger war, aber er war trotzdem ein Held. Außer ihm und seinem Freund Ashot hatte sich keiner getraut, mit dem Werber des Unsterblichen zu gehen.

»Wir könnten doch wieder den Stein entscheiden lassen«, schlug Tura vor.

»Der Stein betrügt«, grummelte Sina.

»So ein Quatsch. Wir machen es so!« Daron blickte in die Runde. Alle waren einverstanden.

»Aber ich werfe diesmal den Stein!«, befahl Sina.

Widerwillig gab er ihr seinen Schatz zurück. »Mach ihn nicht kaputt.«

»Steine gehen nicht leicht kaputt.« Sie strich über die glatte Oberfläche und betrachtete ihn gierig. »Wenn weiß oben liegt, sind ich und meine Krieger heute die Guten.« Sie streichelte den Stein, als sei er ein junges Kätzchen. Dann warf sie ihn hoch in die Luft. Er drehte sich im Flug, sodass abwechselnd die schwarze und die weiße Seite zu sehen waren.

Als er zu Boden fiel, lag schwarz oben.

Sina seufzte. »Ich sag doch, der Stein betrügt.«

Stolz wandte sich Daron an seine kleine Streitmacht. Sie waren zu siebt. Sina hatte genauso viele Gefolgsleute. Aber ihre Freunde waren alle schon etwas größer. Von den letzten fünf Schlachten um den Palmpalast hatte Sina vier gewonnen. Deshalb wollten die meisten lieber in ihrem Heer mitmachen. Sogar wenn sie dann Luwier sein mussten. Wer in der Schlacht siegte, dem gehörten am nächsten Tag alle reifen Datteln, die von den Palmen zu Boden fielen. Jedenfalls wenn Sinas Vater die Plünderer nicht erwischte, denn der Palmhain gehörte eigentlich ihm, und er ließ sich nicht gerne berauben.

»Wir sind heute Daimonen«, erklärte Sina plötzlich. »Wenn wir schon die Bösen sein sollen, dann sind wir wenigstens so richtig böse.«

Alle sahen sie erschrocken an.

»Meine Tante sagt, wenn man von Daimonen spricht, dann kommen sie auch«, flüsterte Tura.

»Wenn du Angst hast, dir gleich in deinen Wickelrock zu pinnen, dann geh doch nach Hause, Tura.«

Daron schob sich vor den Kleinen. »Wir haben vor gar nichts Angst!« Allerdings gefiel ihm die Idee mit den Daimonen auch nicht. Es war schon dunkel. Die Erntezeit hatte schon begonnen, deshalb hatten sie alle lange auf den Feldern arbeiten müssen.

»Dann also los!«, rief Sina begeistert. »Folgt mir, Daimonen!«

»Ihr seid die Angreifer. Verlasst sofort den Palmpalast.« Daron wies auf das Hirsefeld hinter der niedrigen Bruchsteinmauer. »Ihr kommt von da.«

Sinas Daimonenschar zog willig davon, während unter Darons Gefolgschaft gedrückte Stimmung herrschte.

»Die werden uns bestimmt verprügeln«, sprach Tura laut aus, was alle dachten.

»Warum?«, entgegnete Daron trotzig.

»Na, weil sie eben Daimonen sind.« Tura sah aus, als würde er gleich anfangen zu heulen. »Und dunkel ist es auch schon. Und

wenn ich zu Hause erwischte werde, wie ich mich so spät in mein Bett schleiche, werde ich gleich noch mal verprügelt.«

»Verteidiger von Belbek«, Daron versuchte mit fester Stimme zu sprechen, so wie ein richtiger Held. »Suchen wir uns Steine zum Werfen. Die Daimonen sollen eine Überraschung erleben, wenn sie kommen.«

Damit hatte er sie. Seine Freunde verteilten sich im Palmhain.

»Gehen auch Datteln?«, rief Tura.

Daron lachte. »Wenn du ein paar besonders harte findest.«

In der Ferne war ein Geräusch wie Donnerrollen zu hören.

»Daron!«, erklang Sinas Stimme irgendwo zwischen den Palmen. »Komm schnell! Autsch. Verdammt, hört auf, mich mit Steinen zu bewerfen. Komm endlich, Daron! Das musst du sehen! Komm zur Bruchsteinmauer.«

War das eine Falle? Daron schob sein Holzschwert hinter das alte Hanfseil, das ihm als Gürtel diente. »Kommt alle mit. Und nehmt eure Steine mit, falls die uns hereinlegen.«

Sie kamen unbehelligt bis zur Mauer. Sinas Gefolgschaft stand oben. Alle blickten sie gen Osten. Das Donnerrollen war jetzt deutlich zu hören. Ja, es hörte gar nicht mehr auf. Da kam kein gewöhnliches Gewitter auf sie zu.

Hastig kletterte Daron die niedrige Mauer hinauf. Eine Kette aus kleinen Flammen zog über die Ebene in Richtung ihres Dorfes.

»Da seht ihr es, jetzt kommen die Daimonen«, sagte Tura und begann zu weinen.

Daron lief es eiskalt den Rücken hinab. Er war im Augenblick der Mann im Haus, und er hatte nur ein Holzschwert, um seine Mutter Rahel zu verteidigen. Er kniff die Augen zusammen und versuchte zu erkennen, was draußen war. Etwas Goldenes funkelte unter den Flammen. Bronzerüstungen! »Das sind Streitwagen ...« Ganz sicher war er sich nicht. Aber Streitwagen klang besser als Daimonen.

»Dann haben die Luwier also gewonnen«, sagte Sina niedergeschlagen. »Mein Vater hat immer gesagt, wenn die Luwier siegen, dann plündern sie das ganze Land. Und dass ein Bauernheer nicht gegen richtige Krieger bestehen kann, hat er auch gesagt.«

Daron blickte auf den schwarz-weißen Stein, seinen Schatz. Sein Vater hatte ihm versprochen, dass er wiederkommen würde. Ganz bestimmt hätte er nicht zugelassen, dass die Luwier gewinnen. Aber Streitwagen in der Nacht bedeuteten nichts Gutes, so viel war sicher. »Wir müssen das Dorf warnen«, entschied Daron.

»Du bist also schneller als ein Streitwagen?« Zum ersten Mal an diesem Abend klang Sina nicht kämpferisch.

»Das schaffen wir!« So sicher wie er tat, war er sich nicht. »Wir laufen über die Felder. Die Wagen müssen auf dem Weg bleiben. Los, Tura, gib mir deine Hand. Ich lass dich nicht los, bis wir bei deiner Mutter sind. Und vergesst eure Holzschwerter nicht!«

Drei Monde früher

DER GEFALLENE MEISTER

Nandalee hob aufmerksam den Kopf. Der Wind hatte gedreht. Das Wispern der Blätter änderte den Ton. Es erschien ihr dränger, als wollten die Geister des Waldes sie warnen. Ein neuer Geruch lag in der Luft. Nach Rauch, Waffenfett und ungewaschenen Kleidern.

Aus den Augenwinkeln sah die Elfe zwei Schatten, die sich lautlos durch den Wald bewegten. Fast waren sie eins mit den dunklen Stämmen und der Nacht. Auch sie rochen nach Rauch. Und nach dem Ruß, mit dem sie sich die Gesichter und die Hände eingerieben hatten, um noch mehr den Schatten zu gleichen.

Ihre Gefährten, Cullayn und Tylwyth, gaben ihr ein Zeichen weiter vorzurücken. Die beiden Maurawan gehörten zu den Elfen, die im alten Wald südlich des Albenhauptes lebten. Ihr Volk galt als eigenbrötlerisch und reizbar. Selbst die Trolle vermieden es, mit den Maurawan zu streiten, und fürchteten ihre Überfälle. Nandalee war nicht begeistert gewesen, als man ihr die beiden für ihre Mission zur Seite gestellt hatte. Sie waren keine Drachenelfen, sondern gehörten zu den Spähern der Blauen Halle. Diese Eskorte war ein Zugeständnis Nachtatems an die übrigen Himmelsschlangen, die nicht duldeten, dass diese wichtige Mission allein einer seiner Getreuen anvertraut wurde. Und obendrein noch der einzigen Elfe, in deren Gedanken sie nicht lesen konnten.

Cullayn, der ältere der beiden Maurawan, trat an ihre Seite.

»Ich habe sie gerochen«, sagte sie, damit keine Missverständnisse aufkamen. Es war nicht die Art der Maurawan, viel zu reden, was den Umgang mit ihnen nicht leichter machte.

Cullayn nickte knapp.

Nandalee war dankbar, dass er die Kapuze seines Umhangs tief in die Stirn gezogen hatte. Sein Antlitz war entstellt, und es

fiel ihr schwer, ihm ins Gesicht zu blicken. Es wirkte verrutscht. Nichts war mehr ganz an dem Ort, an dem es sein sollte, so als habe man ihm Haut und Fleisch vom Schädel abgezogen und dann nicht mehr an die richtige Stelle bekommen. Angeblich war Cullayn als junger Krieger vom Keulenhieb eines Trolls getroffen worden. Dass er überhaupt überlebt hatte, war ein Wunder. Ein Wunder, das er selbst wohl jeden Tag verfluchte, vermutete Nandalee.

»Was glaubst du, wie viele es sind?«

Ohne zu zögern, ballte er die rechte Faust, streckte alle Finger aus, ballte die Faust ein zweites Mal und spreizte Zeige- und Mittelfinger ab.

»Sieben?« Sie musterte ihn ungläubig. Sie wusste, dass es mehrere Zwerge sein mussten. Die Duftnote war zu stark für einen gewesen. Aber sie hätte niemals eine genaue Zahl benennen können. Scherzte Cullayn etwa? Bislang hatte sie ihn für völlig humorlos gehalten. Ein Fehler? Auch seine Freundschaft zu Tylwyth, den man hinter seinem Rücken *den Schönen* nannte, war ungewöhnlich. Tylwyth war in ziemlich allem das genaue Gegenteil von Cullayn. Er war gutaussehend und legte für einen Maurawan außergewöhnlich großes Augenmerk auf seine Kleidung. Cullayn hingegen wirkte abgerissen. Seine knielangen, weichen Lederstiefel waren mehrfach geflickt. Die linke Sohle hatte sich halb gelöst und wurde von Lederriemen gehalten, die um den Stiefel gewickelt waren. Er trug einen Lendenschurz undefinierbarer, dunkler Farbe, dazu eine speckige Lederweste mit etlichen aufgenähten Taschen. Sein weiter Kapuzenumhang war so oft gewaschen, dass die ehemals dunkelgrüne Farbe zu einem scheckigen Muster zwischen Grün und Grau verkommen war. Doch was zählten solche Äußerlichkeiten schon, wenn man ohnehin die meiste Zeit mit dem Wald verschmolz. Nandalee kannte keinen anderen Elfen, der es Cullayn darin gleich tun konnte. Vielleicht wob der Maurawan unbewusst Magie? Vielleicht hatte es mit

seinem entstellten Gesicht zu tun? Er wollte schon seit Langem nicht gesehen werden. Und er hatte einen guten Grund dazu.

»Folgen wir den Zwergen«, entschied sie. Seit sie auf dem Berg waren, hatten sie zwei Mal Holzfäller beobachtet. Ansonsten war es ruhig.

Cullayn nickte. Kaum einen Herzschlag später war er wieder in den Schatten verschwunden.

Nandalee nahm erneut Witterung auf. Cullayn schien keinen eigenen Geruch zu haben. Ihn konnte sie hier nicht wahrnehmen. Er roch wie der Wald. Er war der Wald, dachte sie und lächelte. Ganz anders als die Zwerge. Ob die Zwerge etwas ahnten? Wussten sie, dass Elfen hier waren? Nandalee stieg über einen zersplitterten Ast hinweg. Der Wald hier auf dem Berg war nicht gesund. Es gab zu viele Fichten und Kiefern. Wahrscheinlich hatten die Zwerge die schnell wachsenden Bäume gepflanzt, um den Holzbedarf ihrer Stadt zu stillen, die tief verborgen im Berg lag.

Unvermittelt entdeckte Nandalee die Fährte der Zwerge. Abdrücke der plumpen, großen Füße in dem Teppich aus Kiefernnaedeln, der den Waldboden bedeckte. Mit einem Schaudern dachte sie an die Zeit zurück, in der sie selbst in einem Zwergenkörper gefangen gewesen war. Wie eine Betrunkene war sie kurz nach der Verwandlung durch die Tunnel der Tiefen Stadt getaumelt. Der Gedanke an den ungelinken, gedrunghenen Körper erfüllte sie mit Schrecken. Sie dachte an all die Monde, die sie in der Pyramide im Jadedgarten gefangen gewesen war. Lebendig begraben!

Nandalee hob den Blick zu den Fichtenwipfeln, die sich sanft im Wind wiegten. Sie lauschte dem Lied der Bäume, atmete den Duft des Harzes. Der Gestank nach den verschwitzten Kleidern der Zwerge war kaum noch wahrzunehmen, ganz als wolle der Wald selbst die Erinnerung an sie tilgen.

Nandalee folgte weiter der Spur. Man hätte blind sein müssen, um sie zu verfehlen. Zwergen nachzustellen war keine Herausforderung, dachte sie mit einem Anflug von Ärger. Selbst ihre

Freundin Bidayn würde diese Fährte nicht verlieren, obwohl sie in der Wildnis hilflos wie ein Kind war. Bidayn hatte Nandalee überrascht, als sie sich für diese Mission freiwillig gemeldet hatte. Nachdem sie auf Nangog verletzt worden war, hätte Nandalee nicht erwartet, dass die Zauberweberin sich so bald wieder in Gefahr begeben würde. Bidayn war ... Nandalee verharrete. Etwas stimmte nicht. Da war etwas im Dunkel. Dicht vor ihrem Gesicht. Mondlicht hatte sich daran gebrochen. Ein Faden, fein wie Spinnweben. Doch er war schwarz wie die Nacht.

Sie duckte sich. Witterte. Der Harzgeruch überlagerte alle anderen Düfte. Zu stark, selbst für einen Fichtenhain! Nandalee schloss die Augen und konzentrierte sich ganz auf ihren Geruchssinn. Sie versuchte das zu verdrängen, was sie am stärksten bestürmte. Sie roch einen Dachs, ganz in der Nähe. Rebhühner. Hasenkötel. Rosshaar. Wachs ...

Sie schlug die Augen auf. Der spinnwebfeine Faden war ein Rosshaar. Nein, wahrscheinlich mehrere. Sie waren zusammengeknotet und mit Wachs eingerieben. Nandalee atmete schwer aus. Das war knapp gewesen. Sehr knapp! Was wohl geschehen würde, wenn das Haar zerriss? Sie und die beiden Maurawan hatten in dieser Nacht schon etliche Fallen gefunden. Schwere Fußangeln, die einem den Knöchel zertrümmerten, wenn sie zuschnappten, eine Grube voll angespitzter Pfähle. Sie alle waren plump und leicht zu entdecken gewesen. Diese hier war anders. Das Haar war etwa auf Schulterhöhe gespannt. Ein Zwerg konnte diese Falle nicht versehentlich auslösen. Sie war für größere Geschöpfe ersonnen worden. Nandalee versuchte zu entdecken, wohin das Rosshaar führte. Es verschwand zwischen Kiefernästen.

Das plötzliche Gefühl, angestarrt zu werden, ließ sie herumfahren. Da war jemand im Dunkel unter den Fichten. Tylwyth? Der Schatten winkte ihr zu. Rufen konnte er nicht, solange ungewiss war, wie nahe ihnen die Zwerge waren. Sie konnten überall ... Plötzlich fügte sich für Nandalee alles zusammen. Die plumpen

Fallen, die Fährte, die man nicht übersehen konnte. Sie waren hierher gelockt worden! Wer ein Stück neben der auffälligen Fährte durch den Wald lief, der musste geradewegs in diese Falle laufen. Das schwarze Rosshaar wäre selbst am hellen Nachmittag so gut wie unsichtbar, denn das Dach der Fichtenäste war so dicht verwoben, dass hier stets Zwielicht herrschte.

Sie hatten die Zwerge unterschätzt. Sie ahnten, dass die Drachen und mit ihnen die Drachenelfen kommen würden. Das war naheliegend, bei dem, was sie getan hatten. Die Ermordung des Schwebenden Meisters konnte nicht ungesühnt bleiben.

Tylwyth kam auf sie zu. Er wirkte ungeduldig, winkte ihr. Sie gab ihm ein Zeichen, stehen zu bleiben, aber er ignorierte es. Sie musste ihn aufhalten. Nandalee ließ alle Vorsicht fahren. »Bleib ...«

Äste splitterten. Die Wipfel rings um den Maurawan wogten wie von Sturmwind gepeitscht. Tylwyth warf sich zu Boden und rollte zur Seite ab. Ein fassgroßer Baumstumpf, gespickt mit angespitzten Ästen, schwang über ihn hinweg und verschwand in der Dunkelheit. Keinen Herzschlag später schnellten Bretter mit fingerlangen Nägeln aus dem Waldboden. Der Maurawan sprang auf. Nur ein Hechtsprung rettete ihn vor dem zurückschwingenden Baumstumpf.

Nandalee eilte ihm entgegen. Dabei folgte sie in geducktem Lauf der Fährte der Zwerge. Dort, wo sie gegangen waren, konnte es keine Fallen geben. Zumindest nicht in Zwergenhöhe.

Tylwyth kauerte mit schreckensweiten Augen vor einem Baumstamm. Seine linke Hand war verletzt, die enge, graue Wildlederhose voller Schmutz und Blut. Von seiner selbstsicheren Eleganz war wenig geblieben.

»Schlimm?«

Er blickte auf. In seinem rußgeschwärtzten Gesicht erschienen ihr seine Augen unnatürlich hell. Die blaugraue Iris war von einem schwarzen Rand eingefasst. Wolfsaugen, dachte Nandalee.

»Ich werde noch meinen Bogen halten können.« Seine Stimme klang gepresst. Tylwyth kämpfte gegen den Schmerz an.

»Lass mich deine Hand sehen!«

Widerwillig streckte er sie ihr entgegen. Er musste in eines der Nagelbretter gegriffen haben. Nandalee bezweifelte nicht, dass er seinen Bogen noch halten könnte. Aber wie sicher würde er noch schießen?

»Verbind das. Warum bist du nicht stehen geblieben, als ich dir ein Zeichen gegeben habe?«

»Sie singt.«

»Wer?«

»Bidayn. Sie singt. Die Zwerge müssen sie gehört haben. Sie gehen genau auf sie zu.«

Das konnte nicht sein! Nandalee lachte auf. Ein verzweifelter, freudloser Laut. Sie wusste es besser. Die Ereignisse auf Nangog hatten Bidayns Seele verletzt. Alles konnte sein!

Tylwyth stand auf und klopfte sich mit fahrigem Geste den Schmutz von den Kleidern. »Cullayn ist vorausgeeilt. Er wird sie beschützen.«

Nandalee nickte. Sie fühlte sich der Gegenwart entrückt. Ihre Gedanken waren auf Nangog, der verwunschenen Welt. Bidayn hatte dort nach einer Macht gegriffen, die sie fast getötet hätte. Wer einen Zauber wob, sollte sich nicht gegen die Magie der Welt stellen.

Sie warnte Tylwyth vor den Fallen. Dann folgten sie beide in geducktem Lauf der Fährte der Zwerge.

Bald wechselte die Spur die Richtung. Nandalee hörte es. Ein Lied. Ohne Worte. Eine Melodie voller Schmerz und Einsamkeit. Der Wald schwieg. Selbst der Wind hatte aufgehört im Fichten-
geäst zu flüstern. Es gab nur noch diese Stimme. Sie zog sie an wie ein Strudel, der das Wasser verschlingt und in dunkle Tiefen reißt.

Nandalee dachte an Gonvalon, rief sich sein Gesicht vor Augen. Nutzte sein Bild, um sich gegen den Zauber aufzubäumen. Endlich war sie frei.

»Was ist mit dir?« Tylwyth sah sie beunruhigt an. Er schien nicht unter Bidayns Bann zu stehen. Der Maurawan griff nach seinem Köcher und zog einen Pfeil hervor.

Nandalee entdeckte voraus den verwitterten Felsfinger, der sich aus dem Waldboden erhob. Bleich wie Knochen sah er im Mondlicht aus. Zerfurcht von Wind und Regen. Die Bäume wichen vor ihm zurück, als hätten sie Respekt vor dem uralten Fels. Bidayn stand an seinem Fuß. Gut sichtbar, umwoben vom silbernen Licht der Nacht.

Die Gruppe der Zwerge war zu einer Kette aufgefächert. Unruhig sahen sie sich um, drei von ihnen mit der Armbrust im Anschlag.

Ein wenig seitlich entdeckte Nandalee Cullayn. Der Jäger war fast eins mit dem schattenschwarzen Stamm einer Fichte. Er hatte einen Pfeil auf die Sehne gelegt.

Immer noch erklang das verwunschene Lied. Säte Melancholie in ihr Herz. Sie durfte sich dem nicht hingeben. Nandalee löste den Bogen von ihrem Köcher und zog eine Sehne auf. Verdammte Zwerge! Warum mussten diese Narren geradewegs ihrem Untergang entgegengehen!

Die Zwerge traten auf die Lichtung ins Mondlicht. Sie wirkten verstört. Sahen sich nervös um. Ruckartig bewegten sie die Köpfe. Nur zu dem Felsfinger blickten sie nicht.

Was ging hier vor? Was wollte Bidayn? Nandalee öffnete ihr verborgenes Auge und betrachtete die magische Welt. Ein Gespinnst dünner, leuchtender Fäden überzog die kleine Lichtung. Gold und ein warmes Rotorange waren die vorherrschenden Farben. Auch Blau und Lila sah sie. Die purpurnen Auren der Zwerge waren dicht von silbernen Fäden durchzogen. Nandalee musste unwillkürlich an Kokons denken, in die Spinnen Beute einwoben, die sie noch nicht sofort töten wollten. All diese silbernen Fäden liefen auf Bidayn zu.

Ein magisches Netz durchdrang die Welt. Lebewesen, Bäume,

selbst Steine. Alles war miteinander verbunden. Befand sich in Harmonie. Zauberweber beeinflussten dieses Netz. Veränderte man es jedoch zu sehr, so konnte sich die Macht gegen den Zaubernenden wenden, wie Bidayn auf Nangog auf schreckliche Art hatte erfahren müssen.

Einer der Zwerge hob seine Armbrust an die Schulter. Nandalee blinzelte und verschloss sich dem magischen Blick auf die Welt.

Das Licht des Mondes blitzte auf der scharf geschliffenen Spitze des Armbrustbolzens. Nandalee ahnte, dass Bidayn die Sinne der Zwerge manipulierte. Was sie wohl hörten?

»Ich nehme den Linken mit der Armbrust«, flüsterte Tylwyth.

Nandalee zögerte. Der vorderste der Zwerge war kaum noch fünf Schritt von Bidayn entfernt. Ruckhaft bewegte er seinen Kopf. Fast wie eine Marionette. Er sah nicht zu der Stelle, an der die Zauberweberin in einem weißen Kleid am Fels lehnte.

Der graubärtige Anführer hob jetzt die Hand. Die anderen Zwerge verharrten.

Nandalee hielt den Atem an.

Tylwyth zog die Sehne seines Bogens durch. Er hatte ein klares Schussfeld auf den Zwerg, den er sich zum Ziel erkoren hatte. Zehn Herzschläge, und die Zwerge würden tot auf der Lichtung liegen. Mehr würden sie nicht brauchen. Bidayn durfte nichts geschehen. Nur sie konnte sie zurückbringen. Nur sie vermochte den Drachenpfad zu öffnen, der sie zurück zu den Himmelschlangen führte.

»Nicht!« Sie legte Tylwyth die Hand auf den Arm. Wenn sie die Zwerge töteten, war ihre Mission gescheitert. Sie durften keine Aufmerksamkeit erregen! Sie waren nur Späher. Sie sollten die Eingänge zur Tiefen Stadt erkunden und herausfinden, ob es Luftschächte gab, die weit genug waren, dass ein Elf durch sie in die Stadt eindringen konnte.

Tylwyth zischte etwas Unverständliches. Dann nahm er den Pfeil von der Sehne.

Nandalee war klar, dass ihre Mission ebenfalls gescheitert war, wenn Bidayn etwas zustieß. Ohne ihre Hilfe würden sie hier festsitzen. Nandalee wusste nicht einmal, wie weit der Berg von der Weißen Halle entfernt war. Unschlüssig strich sie über die Pfeile in ihrem Köcher. Was war die richtige Entscheidung? Bidayn würden sie befreien können, wenn etwas geschah. Mit toten Zwergen hingegen würden sie unumkehrbare Tatsachen schaffen. Sie zwang sich, die Hand vom Köcher zu nehmen. Sie durfte nicht schießen! Sie war die Anführerin. Sie musste beherrscht handeln.

Bidayn lehnte immer noch singend am Fels. Die Zwerge schienen sie nicht im Mindesten zu beunruhigen. Was wollte sie mit ihrem Zauber bezwecken? Wollte sie die Zwerge töten? Sie hätte Bidayn nicht mitnehmen dürfen. Nicht so kurz nach den Ereignissen auf Nangog. Ein Netz aus Narben entstellte ihr Gesicht. Feine rote Linien, die nicht verblasen wollten. Sie ließen die junge Elfe unheimlich erscheinen.

Der Anführer der Zwerge sagte etwas. Ein undeutlich gemurmelter Befehl. Seine Männer senkten die Armbrüste. Der Graubart schüttelte den Kopf, als könne er sich die Ereignisse nicht erklären. Dann führte er den Spähtrupp von der Lichtung.

Nandalee wartete, bis die Zwerge wieder im Wald verschwunden waren. Bidayn sah die ganze Zeit über in ihre Richtung. Sie hatte gewusst, dass sie hier waren.

Ärgerlich trat Nandalee schließlich aus der Deckung. »Was sollte das?«

»Mir war langweilig. Ihr hättet mich mitnehmen sollen«, entgegnete sie mit aufreizender Gelassenheit.

»Du bist keine Jägerin. Du bewegst dich nicht leise genug und hättest uns nur aufgehalten. Und das weißt du auch genau!«

»Was für ein Zauber war das?«, mischte sich Tylwyth ein, ganz offensichtlich fasziniert von Bidayn. »Warst du für die Zwerge unsichtbar? Und warum konnten wir dich dennoch sehen?«

Bidayn lächelte und genoss ganz offensichtlich das Interesse

des Maurawan. »Sie konnten nicht in meine Richtung blicken. Unsichtbarkeit ... Das übersteigt meine Kräfte. Aber einen tum-ben Zwerg dazu zu zwingen, nur dorthin zu blicken, wohin ich will, ist etwas anderes.«

»Und dein Lied? Warum musstest du sie darauf stoßen, dass wir hier sind? Wir bemühen uns, im Verborgenen zu bleiben, und du ...«

»Sie haben kein Lied gehört. Mit dem Geräusch splitternder Äste habe ich sie hierher gelockt. Ansonsten hörten sie nur Wal-desrauschen.« Der überhebliche Tonfall, in dem sie sprach, war neu. So hatte sie Bidayn noch nicht erlebt.

»Du hast durch dein eigenmächtiges Handeln unsere Mission gefährdet. Du ...«

»Im Gegenteil, ich habe eine eigene Mission. Ich soll feststel-len, ob die Zwerge für diese Art Zauber empfänglich sind. Wir werden wiederkommen, um einige von ihnen zu ermorden. Da mag es wohl hilfreich sein, einen Zauber zu beherrschen, der uns für sie so gut wie unsichtbar macht.«

Nandalee stand wie vom Schlag gerührt. »Eine eigene Mission?«

»Du hast dich ganz und gar Nachtatem verschrieben.« Bidayn sagte das mit einem anzüglichen Lächeln. »Ich habe einen ande-ren Meister gefunden. Einen, der mich tiefer in die Kunst des Zauberwebens einweihen wird, als du es dir vorzustellen ver-magst. Es wird nie wieder so wie auf Nangog sein. In Zukunft werde ich kein Ballast mehr sein, und es wird auch niemand mehr über mich lachen ...«

Ihre Reise nach Nangog war geheim gewesen. Es stand Bidayn nicht zu, in Anwesenheit anderer so frei zu sprechen. »Geh zu-rück und beseitige deine Spuren, dort wo du die Falle der Zwerge ausgelöst hast«, fuhr Nandalee Tylwyth schroff an. »So ein Ross-haar könnte selbst von einer jagenden Eule durchtrennt werden. Sie dürfen nicht wissen, dass Elfen auf ihrem Berg waren. In einer Stunde brechen wir auf.«

Tylwyth sah sie mit seinen Wolfsaugen so durchdringend an, als wolle er in ihren Gedanken lesen. Einen Moment lang schien er etwas sagen zu wollen, doch dann presste er die Lippen zusammen und ging.

Nandalee fluchte stumm. Sie musste lernen, sich besser zu beherrschen. Sie durfte ihren Ärger über Bidayn nicht an anderen auslassen.

»Gibt es noch weitere Missionen, von denen ich wissen sollte?«, fragte sie Bidayn, als Tylwyth außer Hörweite war.

»Von denen du wissen solltest? Nein.«

Was war nur in sie gefahren? Wo war die schüchterne, zurückhaltende Bidayn geblieben? Ihre einzige Freundin. »Was hat dir dein Meister versprochen? Will er dir deine Schönheit zurückgeben?«

»Du fandest mich also schön?«, entgegnete sie bitter. »Warum hast du mir das früher nie gesagt? Warum sprichst du erst davon, nachdem ich meine Schönheit für immer verloren habe?«

»So habe ich das nicht gemeint. Ich ...«

»Ich kenne dich, Nandalee. Du bist eine Einzelgängerin. Du brauchst keine Freundinnen. Du vertraust dich ohnehin niemandem an. Mein Meister hat mir gar nichts versprochen. Nicht er hat mich verändert. Einsame Entscheidungen zu fällen und andere nicht einzuweihen habe ich von dir gelernt.« Mit diesen Worten wandte sie sich ab.

ENTEHRTE

Shaya lauschte auf die hämmernden Schritte jenseits des Tores. Sie ertappte sich dabei, wie ihre Finger nervös auf dem schmalen Kopf der Dornaxt trommelten. Über sich selbst verärgert, ballte sie die Hand zur Faust. Sie musste ein Vorbild sein. Ihre Krieger beobachteten sie. War sie von kalter Ruhe, würden auch ihre

Männer gelassen bleiben. Zeigte sie aber Nervosität, dann verlor sie zumindest an Ansehen. Als Frau musste sie in allem doppelt so gut wie ein Mann sein, um sich in der Leibwache des Statthalters Kanita Ansehen zu verdienen. Bisher war ihr das gelungen.

Shaya hielt ihren Helm unter den Arm geklemmt. Der Wind spielte in ihrem Haar. Früher wäre es ihr niemals eingefallen, bei einem solchen Anlass offen ihr Gesicht zu zeigen. Trug sie den Helm, sah sie aus wie all die anderen Krieger in der Leibwache des Statthalters. Doch ihre Liebe zum Unsterblichen Aaron hatte sie verändert. Sie sehnte sich nicht mehr danach, ein Mann zu sein.

Die Prinzessin lauschte auf das Geräusch der Schritte. Die Treppe hinauf zum Felsplateau, auf dem die Palastbauten des Statthalters aus Ischkuza lagen, zählte mehr als 1400 Stufen. Wer dann endlich vor Kanita trat, tat dies in aller Regel keuchend und in Schweiß gebadet. Es kam nur sehr selten Besuch. Der Palast erhob sich weit im Westen der Goldenen Stadt, jener riesigen Metropole, in der der einzige Zugang in die Welt Nangog lag. Etwa eine Stunde entfernt, im Herzen der Stadt, lag, flankiert von Götterstatuen, das magische Portal, das sie so oft durchschritten hatte, um über den Goldenen Pfad zu gehen. Jene dünne Nabelschnur, die sie mit ihrer Heimatwelt Daia verband.

Vor einer Stunde hatte sie ein Bote erreicht, der von der Ankunft einer riesigen, schwer bewaffneten Gesandtschaft aus Ischkuza berichtete. Kanita hatte daraufhin seinerseits Boten ausgeschickt, um herauszufinden, um wen es sich handelte. Es war ungewöhnlich, dass so bedeutender Besuch unangekündigt kam. Das verhiess nichts Gutes. Die Boten waren nicht zurückgekehrt und während der Hofstaat Kanitas sich auf den Empfang der Gäste vorbereitete, machte sich eine klamme Stimmung breit.

Shaya ertappte sich dabei, dass ihre Finger erneut auf den Kopf der Dornaxt trommelten. Sie atmete langsam aus und versuchte sich zu entspannen. Auch wenn ihr Vater, der Großkönig Madyas,

nicht für seinen Langmut bekannt war, war sie in Sicherheit. Sie war seine siebenunddreißigste Tochter! Niemand würde es wagen, Hand an sie zu legen.

Der prasselnde Schritt Hunderter Füße verstummte auf einen Schlag. Drückende Stille lag über dem Palasthof.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis endlich gegen das Tor geklopft wurde. Schwere, tönende Schläge, die auf dem weiten Hof widerhallten. Einer der Adler schrie auf und schlug mit den Flügeln, als wolle er in den Himmel fliehen.

Ein böses Omen, dachte Shaya.

Auf einen Wink des Statthalters wurde das Tor geöffnet. Krieger, in schimmernde Bronze gewappnet, marschierten auf den weiten Hof. Shaya wusste, wie sie gegen das Keuchen ankämpften. Wie sie sich verzweifelt straff hielten. Die lange Treppe hinauf hatte ihre Kraft verbrannt. Sie diente dazu, Stolz zu Asche werden zu lassen. Sie wusste es gut. Sie selbst war die endlose Treppe schon in Rüstung hinaufgestiegen. Wer hinaufkam, um vor den Statthalter zu treten, sollte sich schwach fühlen.

Die fremden Krieger bildeten ein Spalier. Sie stützten sich auf ihre Speere. Drückten die Rücken durch. Wer immer diese Treppe errichtet hatte, kannte die Menschen nicht. Sonst hätte er gewusst, welchen verzweifelten Hass sie schürte. Und welche Angst.

Eine Sänfte erschien unter dem Tor. Zwölf schwitzende Sklaven gingen gebeugt unter den Stangen aus rotlackiertem Holz. Die hochroten Köpfe waren nicht unter Helmen verborgen, die schwitzenden Leiber nicht unter Rüstungen. Sie hatten ihre Freiheit längst verloren. Sie hatten nur noch wenig zu befürchten. Ganz anders als die Krieger. Sie kämpften gegen ihr Keuchen an. Fürchteten den Augenblick, in dem die gelben Seidenvorhänge der Sänfte zurückgezogen und der Blick ihres Gebieters Zeuge ihrer Schwäche werden könnte.

Zehn Schritt vor Kanitas Thronstiz hielten die Sänfenträger inne. Die Krieger, die ihr folgten, verharrten. Wieder herrschte

bedrückende Stille. Durchbrochen vom gelegentlichen Keuchen jener, die noch um ruhigen Atem rangen.

Shaya wurde die Kehle trocken. Wer war in der Sänfte? Wer genoss es so sehr, das Geheimnis um seinen Auftritt hinauszuzögern?

Eine Bö ließ das Pferdekopfbanner hinter Kanitas Pavillon knattern.

Endlich teilte sich der Vorhang. Ein Mann in fließendem, rotem Seidengewand stieg aus. Alle senkten den Kopf. Shaya tat es ihnen gleich. Sie sah die breite, mit Perlen geschmückte Borte am Saum des Gewandes. Sah weiche Stiefel aus purpurn gefärbtem Leder.

Die Prinzessin hob den Blick. Mit einer kurzen Verneigung war der Höflichkeit Genüge getan. Sie war die siebenunddreißigste Tochter des Unsterblichen Madyas. Sie musste sich vor niemandem verbeugen.

Der Würdenträger, der der Sänfte entstiegen war, war ein hagerer Mann. Sein Gesicht eingefallen. Ein langer, schwarzer Schnurrbart wucherte über seiner fleischigen Oberlippe. Die Enden hingen ihm fast bis zum Kinn herab. Die dunklen Augen des Gesandten waren von schwarzer Schminke eingefasst. Wie Wolfshöhlen sahen sie aus. Shaya kannte diesen Blick. Kannte den Mann. Er sah zu ihr herüber, nicht zum Statthalter Kanitas. Und da wusste sie, er war ihretwegen gekommen, ganz gleich, was geschehen würde. Es war Subai, ihr älterer Bruder. Der Bruder, der seinen Hund einst darauf abgerichtet hatte, die Puppen der Prinzessinnen zu zerfetzen. Den Hund, der eines Tages sie gepackt hatte, als sie so dumm gewesen war, vor ihm fortzulaufen. Die Narben, die sie an jenem Tag davongetragen hatte, hatten sie dazu bewogen, den Weg als Kriegerin zu wählen. Als einzige der Töchter des Unsterblichen Madyas. Und trotz all der Kämpfe, die sie seitdem bestanden hatte, verspürte sie immer noch den Drang davonzulaufen, wenn sie einen Hund sah. Subai

hatte ihr nie verziehen, dass sein bössartiger Köter geschlachtet worden war.

Shaya hielt dem Blick ihres Bruders stand. Sie dachte an die sieben Schalen, die sie von jener Suppe gegessen hatte, in der sein Hund gekocht worden war. Und er hatte ihr dabei zusehen müssen.

Er bedachte sie mit einem unheilvollen Lächeln. Eine weiße Narbe prangte auf seiner linken Wange. Subai hatte am Seidenfluss gekämpft und einen der aufsässigen Stadtstaaten dort unterworfen. Immer wieder glaubten die Menschen am Großen Fluss, sie könnten das Joch der Herrschaft der Ischkuzai abwerfen. Immer wieder wurden sie dafür bestraft. Hände, die Seidenstoffe woben, waren nicht dazu geschaffen, die Dornaxt zu führen. Natürlich hatte Subai am Ende triumphiert. Aber sein Triumph hatte einen schalen Beigeschmack bekommen, als bekannt geworden war, wie viele seiner Krieger gefallen waren. Die Narbe auf der Wange hatte ihr eigener Vater ihm beigebracht. Er hatte ihm mit einer Peitsche ins Gesicht geschlagen, als Subai zurückgekehrt war, um in der Wandernden Stadt von seinem Sieg zu berichten. Shaya wäre gern dabei gewesen. Seitdem war sein Ruf als Krieger dahin. So trug er heute auch keine Rüstung. In seinem schlichten Ledergürtel steckten lediglich eine Dornaxt und ein Dolch. Symbole seiner Mannhaftigkeit.

»Der Unsterbliche Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes, schickt mich, weil er von deinen Taten hörte, Statthalter Kanita«, verkündete Subai mit volltönender Stimme, die bis in den letzten Winkel des weiten Hofes drang.

Shaya stutzte. Nur selten wurde ihr Vater mit all seinen Titeln genannt. Früher hatte er wenig Wert darauf gelegt. Wie es schien, hatten sich die Gepflogenheiten am Wandernden Hof gewandelt. Auch das verhiess nichts Gutes.

Kanita blieb vor Subai sitzen. Der Statthalter war alt, aber keineswegs gebrechlich. Er hätte aufstehen und ihren Bruder damit

als gleichrangig oder höhergestellt anerkennen können. Stattdessen blickte er mit verbissenem Lächeln zu ihm auf. »Es erfreut mein altes Herz, dass Kunde von mir bis in das Zelt meines geliebten Königs gelangte. Und ich hoffe in aller Bescheidenheit, dass die Eilfertigkeit des geschätzten Boten nicht auch seiner Zunge Flügel verlieh.«

Shaya war überrascht. Anzudeuten, dass womöglich Lügen an das Ohr des Großkönigs getragen worden waren, war mehr als kühn.

Subai übergang die Andeutungen des Statthalters. »Der Unsterbliche Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes, hat mich beauftragt, dir eine persönliche Nachricht zu überbringen.« Er griff in den weiten Ärmel seines Seidengewandes, zog eine Knochentafel hervor, hielt sie Kanita hin und ließ sie dann fallen, wobei er sich nicht die geringste Mühe gab, es wie ein Missgeschick aussehen zu lassen.

Kanita stieß ein leises, keckerndes Lachen aus. Auch Shaya musste schmunzeln. Ihr Bruder demütigte den Alten keineswegs mit dieser Geste. Ganz im Gegenteil, er machte sich lächerlich.

Der Statthalter beugte sich vor und griff nach der Knochentafel. Im selben Augenblick zog Subai die Dornaxt aus seinem Gürtel. Bevor Kanitas Leibwächter auch nur an ihre Schwerter greifen konnten, sauste die Axt nieder. Mit einem scharfen, knackenden Geräusch durchdrang sie den Hinterkopf des Statthalters. Kanita sackte zu Boden.

»Der Unsterbliche Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes, wünschte Kanitas Tod. So steht es auf der Tafel.«

Shaya zog ihre eigene Dornaxt. »Tritt zurück!«, fuhr sie ihren Bruder an. Sie wollte die Knochentafel sehen. Kanita hatte dem Großkönig lange treu gedient.

»Durch Kanitas Taten hat der Unsterbliche Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes, sein Gesicht

verloren.« Subai sah sich herausfordernd um. »Er hat unsere stolzesten Krieger der Lächerlichkeit preisgegeben. Hat euch Aaron, dem Großkönig von Aram, unterstellt, damit ihr mit ihm die Bitternis der Niederlage kennenlernt. Der Unsterbliche Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes, war entsetzt, als er hörte, was hier geschehen ist. Und all dies tat der anmaßende Alte, ohne Nachricht an den Wandernden Hof zu schicken. Ich bin hier, um unsere Ehre wiederherzustellen. Jeder, der sich dem Gebot des Aaron von Aram unterstellt hat, wird Nangog verlassen.« Er sah sie mit gehässigem Lächeln an. »Auch meine Schwester ist abberufen. Und nun zeigt mir, dass es an diesem Hof zumindest noch eine Handvoll Krieger gibt, die nicht vergessen haben, wem sie Treue schulden. Ergreift meine Schwester! Nehmt ihr die Waffen ab, bevor meine Krieger es tun.«

Shaya wurde gepackt. Sie leistete keinen Widerstand. Stolz hielt sie den Kopf aufrecht, als man ihr in die Kniekehlen schlug, um sie vor ihrem Bruder in den Staub zu zerren. Ihr Helm fiel zu Boden. Der Waffengürtel wurde ihr von der Hüfte gerissen. So viele Monde hatte sie die Leibwache Kanitas befehligt. All dies zählte nichts mehr. Ohne zu zögern hatten ihre Krieger sich gegen sie gewendet. Das schmerzte mehr als der Schlag in die Kniekehlen.

»Grüßt den neuen Statthalter!«, rief ausgerechnet Kanitas Schildträger.

Speere wurden vor Schilde geschlagen. Hunderte Krieger riefen Subais Namen.

Ihr Bruder nahm die Huldigung entgegen, ohne eine Regung zu zeigen. Dabei musterte er die Krieger ringsherum. Das Lärmen nahm kein Ende. Erste Stimmen klangen heiser. Shaya hatte das Gefühl, dass niemand es wagte, als Erster mit der Lobpreisung des neuen Statthalters aufzuhören.

Nach einer Ewigkeit beugte sich Subai zu ihr herab. »Erinnerst du dich an den Tag, an dem ich dir dabei zusehen musste,

wie du meinen Lieblingshund gefressen hast? Damals habe ich mir gewünscht, dich eines Tages zu töten. Aber der Weiße Wolf hat mir ein gnädigeres Schicksal zugedacht. Ich werde zugegen sein, wenn dein Stolz gebrochen wird. Und ich kann dir versprechen, du wirst dir wünschen, dich hätte ein ebenso schnelles Ende ereilt wie den Statthalter Kanita. Ihm war der Weiße Wolf gewogen.«

VERWANDLUNG

Nachtatem ruhte am Fuß einer Klippe, das Haupt auf seine ver-
schränkten Vorderläufe gebettet. Der große, schwarze Drache
verschwamm fast vollständig mit den Schatten. Es war erst später
Nachmittag, aber hier bei der Klippe schien es Nacht zu sein. Das
Licht mied den riesigen Drachen. Es floh vor der Klippe.

Nandalee fühlte sich unwohl. Der Mord am Schwebenden
Meister hatte den Erstgeschlüpften verändert. Kalter Zorn spie-
gelte sich in seinen Augen. Sie hatte ihm von den Patrouillen
erzählt und von den Fallen.

*Ihr seid Euch sicher, dass sie von dort gekommen sind, Dame Nanda-
lee? Oder nehmt Ihr es an, weil die Tiefe Stadt die einzige Zwergensied-
lung ist, die Ihr kennt?*

Die Worte brannten sich in ihren Kopf, und sein spöttischer
Unterton verletzte sie. »Nein, ich bin mir nicht sicher.« Sie konnte
dem Blick des Drachen nicht länger standhalten. Ein Druck las-
tete auf ihrer Brust, als läge dort ein Felsklotz.

Aber vor drei Tagen wart Ihr Euch noch sicher, werte Dame.

Sie wollte aufbegehren. Sie hatte nie gesagt, dass sie sich sicher
war! Sie hatte ihre Worte sehr vorsichtig gewählt, als sie von
den Himmelsschlangen neben dem Kadaver des Schwebenden
Meisters befragt worden war. Sie dachte an den ausgeweideten
Leichnam ihres Lehrers. Kein Aasfresser hatte sich an den toten

Drachen herangewagt. Nicht einmal Fliegen hatten ihre Eier in das zerschundene Fleisch gelegt. Alles, was lebte, fürchtete die großen Drachen.

Mit Schrecken dachte Nandalee an die Befragung zurück. An all die ungezügelten Emotionen der Drachen. Äußerlich hatten sie ruhig gewirkt, aber ihre Gedanken waren voller Hass und Trauer gewesen. All dies hatte sie überdeutlich spüren müssen. Es war ein Gefühl gewesen, als flösse zerriebenes Glas durch ihre Adern ... Mehr als nur ein Gefühl. Zuletzt hatte sie aus den Augen zu bluten begonnen. Nachtatem hatte daraufhin die Befragung abgebrochen.

Die Zwerge hatten nach ihrem Drachenmord großen Wert darauf gelegt, ihre Spuren zu verwischen. Und der Schwebende Meister hatte ihnen dabei noch geholfen. Der Windbruch, die gestürzten Bäume, unter denen die Zwerge auf der Lauer gelegen hatten, war niedergebrannt. Fast nichts war zurückgeblieben, was Aufschluss darüber geben konnte, aus welcher Siedlung die Mörder gekommen waren. Sie hatten ihre Beute, Teile des Kadavers des weißen Drachens, in eine nahe Höhle gebracht, in die ein unterirdischer Fluss mündete. Von dort mussten sie in diesen Tauchfässern, die sie Aale nannten, geflüchtet sein. Dieser Spur konnten nicht einmal die Himmelsschlangen folgen. Und deshalb hatte Nachtatem sie geholt.

Es hatte ihr anfangs geschmeichelt, dass der Erstgeschlüpfte glaubte, sie könne etwas entdecken, was ihm, bei all seiner Machtvollkommenheit, entgangen war. Vielleicht lag sein Vertrauen in ihre Fähigkeiten daran, dass sie in jenem unzugänglichen Tal, in dem sie nach einer der Alben gesucht hatten, den Stein mit dem Blutstropfen gefunden hatte.

Ihr Stolz war bald der Verzweiflung gewichen. Fast einen ganzen Tag hatte sie gesucht. Es gab etliche Spuren, aber nichts hatte Auskunft über die Herkunft der Zwerge gegeben. Zuletzt war Nandalee unter den verkohlten Baumstämmen herumgekrochen

und hatte die Überreste der Maschine untersucht, die den Speer geschleudert hatte, der dem Schwebenden Meister zum Verhängnis geworden war. Dort hatte es nur ausgeglühte Eisenbeschläge und den verzogenen Stahlbogen gegeben. Und verschiedene halb verkohlte Kisten. In einer von ihnen hatte sie einen merkwürdigen, weißen Klumpen gefunden, kaum halb so lang wie ihr Daumen. Eine weiche Masse, die einen üblen Geruch verströmte. Ein Duft, den man nicht mehr vergaß, wenn man ihn schon einmal gerochen hatte. Koboldkäse!

Hat es Euch die Sprache verschlagen, Dame Nandalee?

Nandalee zuckte zurück. Es war ein Gedanke wie ein Peitschenhieb. Sie wünschte sich, Nachtatem würde normal mit ihr sprechen und nicht seine Gedanken in ihren Kopf brennen. Das war so viel intensiver, als Worte es je hätten sein können.

»Ich dachte an den unfreundlichen Zwergenschmied, in dessen Höhle wir bei unserem Besuch in der Tiefen Stadt gewesen sind. Dort gab es solchen Käse. Ein Beweis ist das freilich nicht. Ich weiß schließlich nicht, wie üblich es unter Zwergen ist, diese stinkende Sauerei zu essen.«

Seid Ihr Euch darüber im Klaren, welche Folgen es haben wird, dass Ihr Euren Verdacht vor meinen Nestbrüdern ausgesprochen habt?

Diesmal empfand Nandalee weniger Schmerzen, als die Gedanken ihres Meisters sie durchströmten. Eine Traurigkeit ergriff sie, die sie mit stummer Verzweiflung erfüllte. Es war ein Gefühl, als müsse sie allein eine riesige Welle aufhalten, die sich am Horizont auftürmte. Ein Unterfangen, das schier unmöglich war. Und doch war es ihre Pflicht, es zumindest zu versuchen.

Sie wollen Rache für den Tod des Schwebenden Meisters. Ich aber will zunächst einmal Gewissheit. Wir sind keine Rächer; wir haben uns den Alben gegenüber verpflichtet, Gerechtigkeit zu üben. Wenn wir strafen, müssen wir uns ganz sicher sein. Wir sind die Hüter ihrer Kinder, und wenn es notwendig ist, dann strafen wir, aber wir sind keine Tyrannen, deren Gnade reine Willkür ist. Alle Kinder der Alben müssen

dies tief in ihren Herzen wissen, sonst sind wir an unserer Aufgabe gescheitert.

Nandalee nickte, denn sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Die meisten der Albenkinder hatten Angst vor den Himmelschlangen. Konnte es wirklich sein, dass Nachtatem dies nicht bewusst war?

Ihr werdet für mich in die Tiefe Stadt gehen, Dame Nandalee. Ihr wisst, wo Ihr jenen frechen Schmied suchen müsst. Findet heraus, ob er der Mörder des Schwebenden Meisters ist und wer ihm geholfen hat. Wer bei ihm war und die Maschine bedient hat, die ersonnen wurde, um uns Drachen zu töten. Bringt mir ihre Namen, Dame Nandalee, und ich werde entscheiden, auf welche Weise die Mörder gerichtet werden.

Sie wollte gerade einwenden, dass sie wohl kaum einfach in eine Zwergenstadt marschieren könne, als Nachtatem sie mit einer Klaue an der Stirn berührte. Es war eine vorsichtige, zärtliche Geste, der ein Orkan von Schmerzen folgte. Nandalee brach in die Knie und kippte zur Seite. Krämpfe schüttelten sie. Ihre Glieder zuckten unkontrolliert, und sie vermochte kaum mehr zu atmen. Ihr Blick trübte sich. Blut rann aus ihrer Nase und benetzte ihre Lippen.

Als sich die Krämpfe legten, hob sie einen Arm und blickte verzweifelt auf ihre Finger. Dick und unförmig waren sie und von Schwielen bedeckt. Nandalee war wieder im Körper eines Zwergs gefangen.

Ihr verfügt über alle Erinnerungen eines Zwergenschmiedes aus den Ehernen Hallen. Ihr sprecht mit dem Dialekt dieser Stadt, werte Dame. So könnt Ihr Euch unauffällig unter den Zwergen der Tiefen Stadt bewegen. Um zu vermeiden, dass Ihr wiedererkannt werdet, entspricht Euer Äußeres nicht dem, das ich Euch beim letzten Besuch der Tiefen Stadt geschenkt hatte. Passende Gewänder für Euch liegen bereit, Dame Nandalee. Ihr werdet feststellen, dass Ihr Euch erinnert, wie man sie anlegt, auch wenn es nicht Eure Erinnerungen sind. Euer Bart ist bereits nach der Mode der Ehernen geflochten und mit Eisenringen geschmückt. Auch

habe ich mir erlaubt, den Albenstern zu öffnen. Der Weg zwischen den Welten wird Euch direkt zum Albenstern in der Tiefen Stadt führen. Bitte verzeiht meine unhöfliche Hast, doch meine Nestbrüder erwarten mich. Die Zeit drängt! Ich muss eilen, um zu versuchen, ihren Zorn zu mildern und um sie von einem unbedachten Vorgehen abzuhalten.

Nachtatem weitete seine Schwingen und glitt aus dem Schatten der Klippe. Einen Moment lang verdunkelte seine Gestalt die Sonne, und alles rings um Nandalee versank in unnatürlicher Finsternis. Dann erhob er sich mit machtvollen Flügelschlägen in den Himmel.

Neben dem stechenden Schmerz, der seine Gedanken begleitet hatte, hatte sie auch seine Sorge gespürt. Etwas ging unter den Himmelsschlangen vor sich. Er war sich nicht mehr sicher, dass seine Nestbrüder seinem Rat folgen würden, und fürchtete, was geschehen mochte, wenn es so weit kam.

Nandalee legte die Zwergenkleider an. Der Stoff war aus dicker Wolle, die auf der Haut kratzte. Eine weite Hose und eine sackartige Tunika. Dazu klobige Stiefel. Nachtatem hatte an alles gedacht. Die Kleider sahen nicht nur getragen aus, sie rochen auch so. Nandalee schluckte, band sich aber die schwere Lederschürze um und drapierte ihren Bart darüber. Einen Moment lang betrachtete sie die Eisenringe, die in die Zöpfe ihres Bartes eingeflochten waren. Verschlungene Muster wanden sich darum, zeigten Schlangen und unnatürlich langgestreckte Wölfe, die mit ihnen kämpften. Sie erinnerte sich an die verborgene Bedeutung. Die Schlangen standen für die Drachen, die Wölfe für Zwerge. Sie war Zeugin der letzten Augenblicke im Leben jenes Zwergs, dessen Wissen und Erinnerungen sie geerbt hatte. Nachtatem hatte ihn nicht getötet. Aber er hatte ihm alles genommen, was sein Leben ausmachte. Seine Sprache und sein Gedächtnis. Wie ein leeres Gefäß war er zurückgeblieben. Das war die Rache dafür gewesen, sich heimlich gegen die Drachen verschworen zu haben. Nandalee dachte an all die schönen Worte Nachtatems.

Sie fand die Strafe, die den Zwerg allein dafür erteilte, dass er an Verschwörung gedacht hatte, unangemessen hart, und sie entschied sich, sich Arbinumja zu nennen, was in der Sprache der Zwerge so viel wie Erbe hieß.

Mit leicht schwankendem Schritt trat sie zum Albenstern. Wie lange würde sie dieses Mal in diesem gedrungenen Leib gefangen sein? Ohne auf die Schönheit des fließenden Lichtbogens zu achten, durchschritt sie den Albenstern. Nur wenige Schritte und sie fand sich in der Kammer der kommenden Offenbarungen wieder. Die Kammer war ganz und gar mit weißem Marmor ausgekleidet. Das Licht zweier Öllampen brach sich in den Kristallen, die in die Wände eingelassen waren. Kleine Statuen verehrter Ahnen kauerten in Wandnischen. Es roch nach Rauch. Die Luft war abgestanden. Nandalee war froh, dass ihre Sinne in diesem Leib abgestumpft waren.

Auf wackeligen Beinen verließ sie die Kammer. Mit der Linken stützte sie sich an der Wand des Tunnels ab. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an das Dunkel der Zwergenhöhlen. In sehr weiten Abständen standen Laternen in Wandnischen. Meist nahe Tunneln, die vom Hauptgang abzweigten. Jetzt konnte sie im Gegensatz zu ihrem ersten Besuch die Runen entziffern, die ab und an in die Wände geschlagen waren. Sie erinnerten an schlagende Wetter, wenn sich Gase, die aus dem Fels drangen, entzündet hatten, und warnten vor Tunnelabschnitten, in denen kein offenes Licht brennen durfte. Manche Inschriften erinnerten an Todesfälle, andere dienten zur Orientierung im Tunnelsystem. Nandalee fand die Zwergensrunen hässlich. Sie waren ohne jede Eleganz, nur dazu erdacht, mit einem Meißel leicht in Fels gekratzt werden zu können.

Nandalee wurde es schwindelig. Sie gewöhnte sich zwar schneller als beim ersten Mal an diesen fremden Körper, doch war sie noch weit davon entfernt, sich mit den kürzeren Gliedmaßen, ihren schweren Schritten und dem üblen Geruch ihres

Bartes vertraut zu fühlen. Sie ließ sich an der Tunnelwand niedersacken, schloss die Augen und wartete darauf, dass es ihr wieder besser ging.

Schritte näherten sich. Nandalee rappelte sich auf, musste sich aber immer noch an der Tunnelwand abstützen. Ein Zwerg mit prächtigem, goldenem Bart und langem, zu Zöpfen geflochtenem Haar kam ihr entgegen. Er trug einen Helm mit breitem Nasenschutz und aufgesetzten, goldenen Augenbrauen. Leise klirrte sein Kettenhemd bei jedem Schritt. Er war ein Bild von einem Krieger, dachte Nandalee. Warum konnte mir Nachtatem nicht so eine Gestalt geben?

Himmelblaue Augen musterten sie.

»Die tun hier was ins Bier, das nicht hineingehört«, lallte sie schwerfällig.

Der Krieger grinste. »Koboldkäse, glaube ich.« Ohne innezuhalten ging er vorüber.

Für einen Zwerg ganz nett, dachte Nandalee und ließ sich wieder auf den Boden sinken. Sie lauschte auf die sich entfernenden Schritte. Etwas war eigenartig daran. Ein leises Knirschen begleitete die Schritte. Oder hatte sie sich das eingebildet? Ihr Gehör war nicht mehr so scharf wie als Elfe. Sie wollte den Gedanken schon beiseiteschieben, als ihr Blick an einer feinen, weißen Schramme auf dem Boden haften blieb. Einer der Nägel an den Stiefeln des Kriegers schien vorzustehen!

Ihr Schwindelgefühl war augenblicklich vergessen. Das konnte der Zwerg sein, dem sie mit Nachtatem gefolgt war. Jener Unbekannte, der ihnen bei ihrem ersten Besuch in der Tiefen Stadt so knapp entkommen war und der möglicherweise etwas über das Verschwinden der Alben wusste. In ihrer Eile strauchelte sie mehrfach. Der Tunnel verschwamm ihr vor den Augen. Sie biss die Zähne zusammen. Das Geräusch der Schritte war verklungen. Blendendes Licht flutete den Tunnel. Dann wurde es plötzlich dunkel. Er war durch den Albenstern gegangen.

Fluchend blieb sie stehen. Was für ein eigenartiger Zufall, den Zwerg ausgerechnet jetzt wieder zu treffen. Hatte er vielleicht etwas mit dem Tod des Schwebenden Meisters zu tun? Und wer war er, dass er mit solcher Leichtigkeit den Albenstern öffnete?

So knapp, dachte sie ärgerlich und erleichterte ihr Herz mit einigen üblen Flüchen.

»Was ist das für eine Sprache, Bruder?«

Nandalee sah auf. Sie war so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, dass sie gar nicht bemerkt hatte, dass noch jemand den Tunnel zur Kammer der kommenden Offenbarungen betreten hatte. Ein rotbärtiger Zwerg, auf dessen Brust die goldene Amtskette eines Ratsmitgliedes prangte, stand vor ihr und musterte sie mit großen, grauen Augen.

»Sprichst du etwa Elfisch?«

DAS TRIBUNAL

Der Goldene ließ sich in die Wolken fallen. Genoss es, den eisigen Wind unter seinen Schwingen zu spüren und seine Kraft, die ihm erlaubte, den Elementen zu trotzen. Es lag ein Risiko darin, blind dem Berg entgegenzustürzen. Er hätte sein Verborgenes Auge öffnen können, um zu sehen, was die Wolken verbargen. Aber er fühlte sich lebendiger, wenn er Risiken einging. Jede Empfindung wurde intensiver, wenn es womöglich die letzte war. Es war verrückt, blind durch die Wolken den Berg anzufliegen. Ebenso verrückt, wie sich gegen die Alben zu verschwören, ja, sie sogar zu morden. Aber er wollte der Herr seines Lebens sein, ganz und gar. Frei sein, nach seinen eigenen Regeln zu leben.

Das Singen des Sturmwindes änderte sich. Die Felsen waren jetzt ganz nah. Er versuchte aus der Melodie des Windes herauszuhören, wo er war. Es gab einen Drachenpfad zum weiten Schneefeld dicht unter dem Gipfel des Albenhauptes. Er hätte es

sich einfach machen können hierherzugelangen. Aber das war nicht seine Art. Es ging ihm nicht darum, den einfachsten Weg zu finden.

Der Goldene weitete seine Flügel, bremste den Flug. Das fließende, graue Wolkenband zerriss, als hätten die Felsen es zerschnitten. Jetzt sah er die scharfen, steinernen Zacken aus dem ewigen Weiß ragen. Und er sah die grellen Farben seiner Brüder.

Eine letzte Kehre trug ihn über ihre Häupter hinweg, dann landete er elegant, ohne mit einigen Hüpfern um seine Balance kämpfen zu müssen. Er faltete seine Flügel. Er liebte diese Geste und dachte daran, was der Schwebende Meister ihn einst gelehrt hatte. Es kam nicht nur darauf an, was man tat, sondern auch wie man es tat. Das Leben war eine Inszenierung, und so widrig die Umstände auch sein mochten, man war es stets ganz allein, der entschied, ob den eigenen Auftritten Würde innewohnte.

Du kommst spät. Es war Nachtatem, dessen Stimme als erste in seinen Gedanken erklang. Der Erstgeschlüpfte lag ein wenig abseits des unregelmäßigen Kreises, zu dem sich die acht Himmelschlangen eingefunden hatten. Er ruhte am Fuß einer überhängenden Felsstufe. Eiszapfen hingen über ihm vom Rand des Felsens, und Schatten umspielten seinen älteren Bruder. Ein wenig sah es aus, als habe er sich im Rachen eines riesigen Ungeheims niedergelassen. Einer Kreatur, noch größer und mächtiger, als sie es waren. Einer Kreatur, wie es sie nur einmal gegeben hatte und die nun schon seit unzähligen Jahrhunderten gebannt war. Lebendig begraben in jenem Grabmal, das sie sich selbst errichtet hatte.

Ich bitte um Verzeihung, euch warten gelassen zu haben, Brüder.

Es folgten Augenblicke lastender Stille, in der allein das Heulen des Windes zu vernehmen war. Er würde sich nicht rechtfertigen, dachte der Goldene. Damit würde er seine Stellung gegenüber Nachtatem schwächen. Alles, was er vorbereitet hatte, hing davon ab, aus einer Position der Stärke zu agieren.

Wir sind zusammengekommen, um über die Strafe für die Zwerge in der Tiefen Stadt zu entscheiden, brach schließlich der Himmlische das Schweigen. Er galt als ein Weiser und als Skeptiker. Der Goldene wusste, dass es nicht leicht werden würde, seinen Bruder zu überzeugen. Doch er hatte in der Silberschale gesehen, was sie alle in Zukunft erwarten würde, wenn sie nicht den Mut zu kühnen Taten fanden.

Ich fordere, die Tiefe Stadt zu vernichten. Ich war dort, denn ich wollte nicht allein dem Urteil einer Elfe vertrauen, in deren Gedanken wir nicht lesen können. Das ist der Grund, warum ich zu spät kam, Brüder. Ich war so erschüttert von dem, was ich gesehen habe, dass ich alles vergaß. Mir fehlen die Worte, um zu beschreiben, was die Zwerge dort unten tun. Seht in meine Gedanken. Teilt meinen Schrecken mit mir und jene Bilder vom ruchlosen Treiben der Zwerge, die bis ans Ende meiner Tage in meine Erinnerung gebrannt bleiben werden.

Er teilte die Gefühle seiner Brüder, während sie in seinen Gedanken lasen. Dies war von Anfang an seine Absicht gewesen, um sie besser einschätzen zu können. Selbst Nachtatem war berührt von dem, was er sah. Vielleicht würde es doch nicht so schwer, ihn dazu zu bewegen, jene Strafe zu verhängen, die die einzig angemessene für den Frevel der Zwerge war.

Brennen sollen sie, alle miteinander!, empörte sich der Flammende, dessen Temperament gerne mit ihm durchging. Der mächtige Drache, dessen Schuppen in allen Farbnuancen zwischen dunklem Dottergelb und leuchtendem Karmesinrot changierten, galt als überaus wankelmütig. Er war leicht zu gewinnen, doch ebenso leicht änderte er seine Meinung auch wieder, wobei er stets voller Inbrunst sprach und sich selbst seines unstillen, aufbrausenden Charakters in keinsten Weise bewusst war.

Auch mich werden diese Bilder bis ans Ende meiner Tage begleiten, erklärte sein Bruder Frühlingsbringer in tiefer Niedergeschlagenheit, die so gar nicht zu ihm passte, war doch er derjenige unter ihnen, der sonst jedem Ereignis eine positive Seite abzuringen

vermochte. Seine Schuppen, die sonst in allen Tönen des jungen Frühlingsgrüns schimmerten, wirkten nun seltsam matt und farblos. Ihn würde er gewinnen, dachte der Goldene.

Was die Zwerge in ihren verborgenen Höhlen treiben, ist eine Kriegserklärung an uns!, empörte sich der Nachtblau, der Kriegerischste unter ihnen. Sie fühlen sich sicher, wenn sie sich unter ihren Bergen verkriechen. Zeigen wir ihnen, dass es keinen Ort auf ganz Albenmark gibt, an dem sie vor unserem Zorn sicher wären.

Wir sind die Statthalter der Alben und keine Rächer. Unsere Aufgabe ist es, einen kühlen Kopf zu bewahren und dann Gerechtigkeit zu üben, warf der Erstgeschlüpfte ein. Der Goldene hatte nur auf diesen Einwand gewartet.

Hast du schon einen Plan gemacht, deine Spitzel geschickt und dich mit den Alben besprochen? Hast du wieder einmal im Stillen für dich allein entschieden, ohne mit deinen Brüdern zu beraten, wie du es in der Vergangenheit so gerne getan hast? Mich wundert, dass du dich noch der Strapaze unterziehst, hier in dieser Runde anwesend zu sein, wo dich doch ohnehin nicht interessiert, welcher Meinung wir sind.

Nachtatem fauchte ihn an, und sein mächtiger Schweif peitschte den Schnee. Welchen Krieg willst du führen, Goldener? Einen Bruderkrieg?

Er spricht wahr, mischte sich der Himmlische ein. Wir alle wissen, dass du es vorziehst, allein zu entscheiden. Glaubst du, das wäre uns verborgen geblieben? Hat der Goldene recht mit seinen Anschuldigungen? Hast du bereits entschieden, was geschehen soll?

Weisheit gebietet Mäßigung, entgegnete Nachtatem ausweichend. Nur Tyrannen unterscheiden nicht mehr zwischen Schuldigen und Unschuldigen.

Doch verführt zu viel Mäßigung auf einer Seite nicht zu Unmäßigkeit auf der anderen Seite, wandte der Rote ein. Seine Schuppen waren dunkel wie frisches Blut. Feiner Rauch stieg von seinen Nüstern auf.

Was schlägst du vor? Sollen wir nicht nur die Mörder richten, sondern

auch die Mütter, aus deren Schoß sie gekrochen sind?, entgegnete Nachtatem.

Und die Schmiede, die die Speerspitzen schufen, die unseren Bruder töteten, und die Träger, die die Waffen zum Versteck brachten, von dem aus der Schwebende Meister heimtückisch erschossen wurde, fiel der Flammende ein, dem jegliche Ironie fremd war.

Ich finde, wir sollten sie alle töten. Der Goldene bemühte sich, seinen Brüdern diesen Gedanken klar und ganz ohne Emotion zukommen zu lassen. Wir müssen ein Zeichen setzen. Fällt unsere Strafe zu gering aus, dann werden sich die Zwerge nur ermutigt fühlen, demnächst einen von uns zu töten.

Diesem Gedanken folgte Stille. Er spürte, dass der Flammende begeistert, Nachtatem erschüttert, andere zögerlich waren. Doch in fast allen brannte der Wunsch nach Rache.

Wenn wir unsere Drachenefen schicken und vielleicht zehn Zwergen einen schrecklichen Tod bereiten, glaubt ihr, das wird sie abschrecken? Die zehn werden zu Märtyrern, und Hunderte andere werden sich ermutigt fühlen, es ihnen gleichzutun. Was wir brauchen, ist ein eindeutiges, unmissverständliches Zeichen. Fällt unsere Strafe nur hart genug aus, werden es die Zwerge selbst sein, die künftig jeden in ihren Reihen verfolgen, der auch nur daran denkt, eine Silberschwinge oder einen Tatzelwurm zu töten.

Glaubt ihr, die Alben werden dulden, wenn wir uns wie Schlächter aufführen? Dazu haben sie uns nicht erschaffen. Der Goldene hatte das Gefühl, Nachtatem wolle ihn am liebsten anspringen, um Klauen und Fänge in sein Fleisch zu schlagen.

Sind wir nicht hier, um ihnen die Blutarbeit abzunehmen, die sie selbst nicht verrichten wollen? Wollten sie nicht alle unangenehmen Entscheidungen von sich fernhalten?, beehrte der Goldene auf. Wir tun ganz genau das, wozu sie uns erschaffen haben, wenn wir die Zwerge strafen. Wir halten ihre Schöpfung in Balance. Wir verhindern, dass sich ihre minderen Kinder auflehnen und die von den Alben gesetzte Ordnung zerstören.

Mich haben die Worte des Goldenen überzeugt, ließ der Smaragdgrüne sie an seinen Gedanken teilhaben, der sonst eher ein Zauderer war und mäßigend auftrat.

Warum wollt ihr alle einen Weg verlassen, der sich in so vielen Jahrhunderten als gut erwiesen hat?, beehrte Nachtatem auf.

Warum kannst du dich nicht entschließen, neue Wege zu gehen, Bruder? Liegt es daran, dass du wieder einmal ohne uns entschieden hast? Sind deine Elfen schon in der Tiefen Stadt, und unser Treffen ist wieder einmal nur eine Farce?

Nachtatem schob seinen mächtigen Leib aus dem Schatten der Klippe. Seine blauen Augen funkelten kalt. Niemand ist in der Stadt, um zu töten. Ich habe nicht vergessen, dass wir ein Rat sind.

Dann sollten wir abstimmen. Der Goldene konnte die Gedanken seiner Brüder spüren. Er hatte sie überzeugt. Alle stimmten für den Tod der Tiefen Stadt.

Und wie willst du eine ganze Stadt vernichten? Sollen wir uns in die Tunnel der Zwerge zwängen? Ist dies nun die Art, wie die Statthalter der Alben auftreten?, spottete Nachtatem.

Nein. Ich wünsche, dass all unsere minderen Brüder an diesem Strafgericht teilhaben. Und all unsere Drachene elfen. Kein Zwerg dort unten wird überleben, und wir werden es auf eine Art tun, die sich auf immer in das Gedächtnis ihres Volkes brennen wird. In fünf oder sechs Tagen schon können wir angreifen.

*A*MALASWINTHA

Der rotbärtige Zwerg betrachtete Nandalee misstrauisch. »Ich habe noch nie einen Zwergen getroffen, der die Sprache der Elfen beherrschte.«

Sie versuchte ein Lächeln. »Ich gebe zu, dass das selbst in der Ehernen Halle selten ist. Mein Vater hat an Elfen Eisen verkauft. Er hat mich oft auf seine Reisen mitgenommen, als ich noch jung

war. Dabei habe ich ein wenig die Sprache gelernt. Ihre Flüche, das war das Erste, was wir zu hören bekommen haben, wenn er ihnen seine Preise genannt hat. Du weißt ja, Kinderohren sind offen für alles, was sie nicht hören sollten. Außer ein paar Flüchen habe ich auch nicht viel von der Sprache der Täuscher behalten.«

Der Ratsherr spielte nachdenklich mit der Spitze seines Bartes. »Er hat dich als Kind auf Reisen zu den Elfen mitgenommen? Was für einen Vater hattest du!«

»Einen klugen. Er hat sich darauf verlassen, dass sie einem Mann, der mit einem Kind die Wildnis bereist, nichts tun werden. Hätten sie ihn umgebracht, hätten sie sich um mich kümmern müssen. Und welcher Elf möchte sich schon mit einem Zwergenbalg abgeben?«

Der Ratsherr nickte langsam. »Ich verstehe. Ungewöhnlich. Eine Geschichte wie deine habe ich noch nicht gehört. Aber einleuchtend ...« Er strich sich wieder über den Bart. »Und hat dein Vater gute Geschäfte mit den Elfen gemacht?«

»Wie man es nimmt. Als ich größer wurde, hat er mich nicht mehr mitgenommen. Vor drei Jahren kam er nicht mehr zurück. Wir haben nie erfahren, was aus ihm geworden ist.«

»Mein Beileid«, grummelte der Zwerg in seinen Bart, während seine großen, grauen Augen sie noch immer aufmerksam musterten. »Und was machst du hier, nahe der Kammer der kommenden Offenbarungen? Vermagst du die Tore der Albensterne zu öffnen?«

Nandalee schnaubte. »Ich wünschte, ich könnte es. Ich sah hier ein helles Licht und hoffte, ich könnte einem Torgänger begegnen. Ich schätze es nicht, in Aalen zu reisen. Und über Land mag ich mich auch nicht bewegen ...« Sie blickte zu Boden.

»Wegen der Drachen? Du bist wegen der Versteigerung hier, wie all die anderen, nicht wahr?«

Nandalee nickte, obwohl sie nicht die geringste Ahnung hatte, was er meinte.

»Eines Tages werden wir keine Drachen mehr fürchten müssen.« Er lächelte breit. »Und auch keine Elfen. Du musst unbedingt jemanden kennenlernen. Deine Kenntnis der Sprache der Elfen ist in diesen Zeiten gutes Gold wert. Selbst wenn du nur einige Flüche beherrschst und was sich Kinder sonst noch so merken. Du wirst sehen, wir werden Albenmark verändern.«

Nandalee nickte zögerlich. »Ich heiße übrigens Arbinumja.«

»Skorri«, entgegnete der Ratsherr. »Komm, ich bringe dich jetzt an den interessantesten Ort unserer Stadt. Hoffentlich hat deine Sippe dich gut mit Schuldbriefen ausgestattet, sonst wird dir bald das Herz bluten.«

Wieder verstand Nandalee nicht, was er meinte. Sie schlug einen leichten Plauderton an und unterhielt Skorri mit erfundenen Geschichten über den Eisenhandel ihres Vaters, während der Ratsherr sie in einen Abschnitt der Tiefen Stadt führte, den sie bislang noch nicht betreten hatte.

Nach einer Weile wurden die Tunnel belebter. Fast alle Zwerge, denen sie begegneten, gingen in dieselbe Richtung wie sie. Die Gänge waren erfüllt von aufgeregtem Gemurmel. Der Geruch nach Fett und Rauch wurde immer intensiver, ebenso der Gestank nach altem Schweiß, der den meisten Zwergen anhaftete.

Sie durchquerten eine weite Halle, in der Stalaktiten und Stalagmiten miteinander zu baumdicken Säulen verschmolzen. Nandalee sah sich neugierig um. Die Größe der Höhle beeindruckte sie. An den Wänden entlang verliefen Terrassen und schmale Treppen. Überall wimmelte es von Zwergen. Es mussten Hunderte sein.

Skorri führte sie durch ein hohes Bronzetor und über eine weite Treppenflucht in die nächste Halle. Die Wände hier schienen mit lilafarbenen Lichtblitzen überzogen zu sein. Sie musste blinzeln den Blick abwenden, so hell war es.

Skorri schob sie in das Gedränge, während er immer wieder Bekannten zunickte oder mit knappen Späßen auf freundschaft-

liche Zurufe reagierte. Er war ohne Zweifel ein angesehener Mann. Aber was hatte er mit ihr vor? Nandalee gefiel es gar nicht, an seiner Seite so sehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt zu werden.

Eine dunkle, warme Stimme übertönte das Murmeln und Husten Hunderter Zwerge. »Nun, nachdem wir Galar und Nyr für ihre Tapferkeit geehrt haben, kommen wir zum eigentlichen Helden, jenem unerschrockenen Zwerg, dessen Visionen und unermüdlicher Ausdauer der Triumph über den Weißen Drachen in erster Linie zu verdanken ist. Es ist jener Zwerg, dessen Name schon jetzt Legende ist: Hornbori Drachentöter. Ich sage euch, meine Freunde, eines Tages werdet ihr eure Enkel auf dem Schoß sitzen haben und ihnen ehrfürchtig erzählen: Ich habe einst Hornbori gekannt, der die Drachen lehrte, was es heißt, das Volk der Zwerge unterdrücken zu wollen. Nun begrüßt ihn, wie es sich für einen Helden gehört!«

»Es ist der Alte in der Tiefe, der dort spricht, der Fürst der Tiefen Stadt«, raunte ihr Skorri zu. »Und der, der dort auf die Empore steigt, wird vielleicht eines Tages sein Nachfolger sein.« Nandalee meinte bei den letzten Worten einen Hauch von Unmut mitschwingen zu hören.

Den Redner auf der Empore hatte sie noch nie zuvor gesehen. Sein langer, weißer Bart reichte dem Alten aus der Tiefe bis fast zu den Knien. Sein ganzes Gesicht schien ein struppiges, weißes Haarknäuel zu sein, aus dem lediglich eine unförmige, rote Nase hervorragte. Der alte Zwerg stützte sich auf einen knotigen Eichenstab. Soweit Nandalee erkennen konnte, trug er keinen Schmuck und keine Würdenzeichen. Für sein offenkundig hohes Alter hatte er eine erstaunlich kräftige Stimme. Nun trat ein jüngerer Zwerg neben ihn auf die Empore. Jubel und Fußgetrappel erfüllten die weite Halle.

Immer mehr Zwerge drängten von hinten nach. Nandalee wurde weiter nach vorne geschoben und war bald so zwischen

bärtigen Leibern eingekeilt, dass sie das Gefühl hatte, kaum noch atmen zu können.

»Bitte, meine Freunde ...« Der jüngere Zwerg versuchte die begeisterte Menge mit ausgestreckten Armen zu beruhigen. Sein Bart war dicht und schimmerte ölig. Kein einziges graues Haar war darin zu entdecken. Er trug einen prächtigen Helm, von dessen Seiten goldene Schwingen abstanden. Nandalee war sich sicher, dem Kerl schon einmal in der Werkstatt des verrückten Schmiedes begegnet zu sein.

»Bitte ... Ich habe doch nur getan, was auch ein jeder von euch getan hätte. Wir alle sind unter dem Schatten der Drachenschwingen aufgewachsen. Wir alle wissen um ihre Willkür. Hättet ihr dem Weißen Drachen gegenübergestanden, keiner von euch hätte weniger Mut bewiesen als Nyr, Galar und ich. Jeder von euch hat das Herz eines Helden!«

Tosender Beifall ließ die Höhle erbeben.

Nandalee kämpfte gegen aufsteigende Panik an. Sie hasste es, tief unter den Felsen zu sein. Und nie zuvor in ihrem Leben war sie so eingekeilt gewesen wie in dieser grölenden Zwergenmenge. Es war ein Albtraum.

»Reden kann er ...« Obwohl Skorri unmittelbar neben ihr stand, musste er schreien, damit sie ihn verstehen konnte.

»Die Schlacht gegen die Drachen hat gerade erst begonnen. Die Waffe, die den Weißen getötet hat, wurde im Kampf zerstört. Und wir brauchen viele neue Speerschleudern, wenn wir gegen die tobende Wut der Drachen bestehen wollen. Deshalb bitte ich euch: Spendet! Gebt, was ihr entbehren könnt, und beschreitet mit mir den dornigen Weg zur Freiheit. Vor uns liegt eine Schlacht, wie unser Volk sie noch nie schlagen musste. Ich sehe einen Weg von Blut, Schweiß und Tränen. Doch wenn wir ihn bis zum Ende gegangen sind, werden unsere Kinder und Kindeskinde dereinst aus ihren Höhlen treten und ohne Angst in den Himmel Albenmarks blicken können.«

Neuer Jubel brandete auf. Nandalee spürte darin die Begeisterung für einen gerechten Kampf, und sie fragte sich, was die Drachen den Zwergen alles angetan haben mochten. Dieser Hornbori verstand es erschreckend gut, den tief verwurzelten Zorn seines Volkes noch weiter anzufachen.

»Viele unserer Weisen sind der Überzeugung, dass der Leib der Drachen von Magie durchdrungen ist. Wer ihr Blut recht zu nutzen weiß, mag diese Zauberkraft in Waffen fließen lassen. Aus ihren Schuppen kann man wundertätige Amulette fertigen. Doch womit wir die heutige Versteigerung eröffnen wollen, ist etwas Einzigartiges.« Er machte eine dramatische Pause und lächelte. »Jeder, der es sieht, wird sofort erkennen, welche Magie diesem besonderen Körperteil innewohnt. Bietet freimütig, meine Freunde, denn es mag eine ganze Generation von uns dahinscheiden, bevor ein zweites Mal ein so außergewöhnliches Stück zum Verkauf angeboten wird.«

Es herrschte nun atemlose Stille. Selbst das sporadische Husten war verstummt. Alle blickten gebannt zur Empore, auf die nun ein mit einem weißen Tuch verhängter Tisch getragen wurde. Mit dramatischer Geste zog Hornbori das Tuch zur Seite. Nandalee erkannte erst auf den zweiten Blick, was das fast armlange Objekt war, das dort lag.

»Wir haben hier den Penis eines großen Drachen«, stellte der Zwerg sachlich fest. »Das gute Stück misst siebenunddreißig Zoll und wiegt annähernd elf Pfund. Eigentlich hatte ich erwogen, es in mehreren Teilen zu versteigern. Doch von verschiedenen Parteien wurde die Sorge an mich herangetragen, dass die ihm innewohnende Magie Schaden nehmen könnte, wenn ich es zerteile. Das Startgebot sind zehntausend Goldkronen. Es ist kein Geringerer als der Alte aus der Tiefe, der dieses Gebot abgegeben hat. Mögen die Alben wissen, welche Pläne er damit hegt.«

Seine Worte wurden mit Gelächter bedacht, doch Skorri an ihrer

Seite fluchte. »Keinen Respekt hat er. Späße über den Alten in der Tiefe zu machen ist schamlos. Verdammter Emporkömmling.«

Nandalee hätte fast entgegnet, dass die ganze Versteigerung schamlos sei. Sie erinnerte sich durchaus mit gemischten Gefühlen an ihre Zeit in der Höhle des Schwebenden Meisters, doch das hier hatte er nicht verdient! Es war widerlich. Abstoßend! Es gab keine Entschuldigung für dieses geschmacklose Spektakel. Wenn die Himmelsschlangen wüssten, was hier vor sich ging, dann wäre ihre Rache ohne Maß.

»Höre ich da elftausend?«, rief Hornbori gut gelaunt auf der Empore. »Da wird es wohl in einigen Monden reichlich Nachwuchs bei unseren Freunden in Ishaven geben.«

»Ich glaube nicht, dass man Magie aus etwas Totem ziehen kann«, sagte Skorri gallig. »Ich weiß ja nicht, wie du dazu stehst, aber ich möchte dich jemandem vorstellen, der einen anderen Weg gehen wird.«

Nandalee war sich nicht sicher, wie sie darauf antworten sollte, so nickte sie nur. Sie war froh, dem ordinären Spektakel, das die Zwerge hier aufzogen, entfliehen zu können. Auch verstärkte das unstet über die Höhlenwände flackernde Licht ihr Schwindelgefühl. Wie lange es wohl dauern würde, bis sie sich an den neuen Körper gewöhnt hatte?

Sie mussten sich regelrecht durch die Reihen der Zwerge kämpfen. Das Gedrängel war unglaublich, und selbst Skorris Prominenz führte keineswegs dazu, dass man ihm bereitwillig Platz machte. Das Gebot war bereits bei siebzehntausend Goldkronen, als sie endlich einen Durchgang in eine benachbarte Höhle erreichten. Jetzt erst erkannte Nandalee, was es mit dem merkwürdigen Licht hier auf sich hatte. Die Wände dieser riesigen Höhle waren ganz und gar mit lilafarbenen Kristallen bedeckt. Amethyste. Manche waren nur winzig, andere fast zwei Finger lang. Das Licht brach sich tausendfach in den Kristallen, ja es schien geradezu lebendig zu werden, floss in pulsierenden

Wellen über die Wände und schoss immer wieder funkelnde Blitze in die Menge ab. Nandalee hatte die Amethyste nur flüchtig angeschaut, doch schon wurde ihr Schwindelgefühl so stark, dass sie befürchtete, ihr würden die Beine wegknicken. Der Zauber in den Steinen war ihr völlig fremd. Erschrocken wandte sie sich ab.

Skorri schien etwas bemerkt zu haben. »Nicht jedermanns Sache, der Amethystsaal. Manche kippen dort einfach um. Keiner kann sagen, woran es liegt. Wenn man Pilz trinkt, wird es schlimmer. Man kann dort drinnen keine Feste feiern, dabei ist es die schönste Höhle im ganzen Berg. Manche glauben, es sei die Strafe der Alben dafür, dass wir versucht hätten, etwas zu erschaffen, das schöner als ihre Schöpfung ist. Ich halte das für Unsinn.«

Skorri führte sie an zwei Wächtern vorbei, die große Schmetterlingsäxte in ihren Fäusten hielten. »Das ist Arbinumja aus der Ehernen Halle«, erklärte er. »Die Dame Amalasintha will ihn sehen.«

Einer der Wächter nickte, musterte sie aber weiterhin misstrauisch. Die Höhle, in die sie traten, war ganz und gar mit weißem Marmor ausgekleidet, ähnlich der Kammer der kommenden Offenbarungen. In der Mitte der Höhle lag auf einem Sockel aus blutrotem Stein ein Kristall, der strahlend weiß leuchtete. Spiegel lenkten das Licht bis in die entferntesten Winkel der Höhle.

Eine Treppe führte zu einer etwas höher gelegenen Tür, die wiederum zur Empore im Amethystsaal führte. Am Fuß der Treppe war eine Reihe von Tischen aufgestellt worden. Dort stand eine kleine Gruppe von Zwergen um eine Gestalt in einem roten Kleid. Sie alle begutachteten die Vielzahl goldener und silberner Kisten und Kästchen mit Fenstern aus Bergkristall, die offensichtlich Leichenteile des Schwebenden Meisters enthielten.

»Amalasintha?« Skorri hauchte den Namen.

Die Zwergin drehte sich abrupt um. Nandalee war von ihrem Anblick überrascht. Sie wirkte weniger gedrungen als die männlichen Zwerge. Ihr Gesicht war fein geschnitten, auch wenn ihre Augenbrauen ein wenig zu üppig wucherten, was ihren ebenmäßigen Zügen etwas Animalisches verlieh. Amalasintha hatte eine kleine Nase und volle, fast sinnliche Lippen. Ihr rotes Kleid betonte ihre Taille und war tief ausgeschnitten. Das Dekolleté brachte ihre üppigen Brüste zur Geltung. Rabenschwarzes Haar rahmte ihr Gesicht. Ein Hauch von Blauschimmer lag darin, wie im Gefieder von Elstern. Sie war anders als alle Zwerginnen, die Nandalee je gesehen hatte, und glich auch keiner, an die sich das gestohlene Bewusstsein erinnerte, das Nachtatem ihr eingepflanzt hatte. Amalasinthas Augen waren von dunklem, fast schwarzem Grün. Tief in ihnen glomm ein Licht, ähnlich jenen Geistern, die über die Wälder Nangogs wachten. Sie war eine Besessene, dachte Nandalee. Sie sollte sich vor Amalasintha hüten.

»Mein lieber Skorri, was für eine entzückende Begleitung bringst du mit?« Die Zwergin wandte sich nun direkt an Nandalee. »Darf ich aus dem etwas ... exzentrischen Geschmack in Kleidung und Bartmode schließen, dass Ihr aus den Ehernen Hallen stammt?«

»Ganz recht«, erklärte Skorri eifertig. »Dies ist Arbinumja. Und er beherrscht die Sprache der Elfen. Ein wenig zumindest.«

Amalasintha hob eine Braue und sah Nandalee abschätzend an. »Offensichtlich muss ich meine Meinung über unsere Brüder aus der Ehernen Halle revidieren. Wie mir scheint, leben dort doch nicht nur langweilige Grubenzwerge.«

»Wie mir scheint, hatte auch ich ein falsches Bild von den Damen der Tiefen Stadt«, entgegnete Nandalee bissig. »Sie sind zwar so arrogant, wie ich dachte, doch um einiges hübscher.«

Amalasintha nahm die Beleidigung mit einem Lächeln hin, während Nandalee aus den Augenwinkeln sah, wie Skorri bei ihren Worten zusammenzuckte.

»Endlich einmal jemand, der nicht versucht, mir nach dem Mund zu reden.« Amalasintha winkte Nandalee, näher zu treten.

Die Zwergin verströmte einen schweren, sinnlichen Duft. Ein Hauch von Moschus lag darin, doch dominierte eine Duftnote, die der Elfe gänzlich unbekannt war.

»Seit ich meinen Bettgefährten verstoßen habe, umschwirren sie mich wie Fliegen einen Honigkringel. Es ist erfrischend, jemandem zu begegnen, der bei meinem Anblick nicht gleich daran denkt, mit mir Nachwuchs zu zeugen.«

Nandalee hatte den Eindruck, dass sie binnen eines Augenblicks ein halbes Dutzend Feinde gewonnen hatte. Die übrigen Zwerge sahen sie jedenfalls an, als würden sie ihr am liebsten das Herz herausreißen.

»Hast du schon ein Quartier, Arbinumja?«

»Nein.«

»Dann erweise mir doch die Ehre, mein Gast zu sein. Ich werde in zwei Tagen ein Fest geben und würde mich freuen, wenn du zugegen sein könntest. Wenn du schon bei mir wohnst, kannst du mir zwischenzeitlich nicht verloren gehen.« Bei diesen Worten bedachte sie Nandalee mit einem beunruhigenden Lächeln. »Ich könnte mir auch vorstellen ...«

Heraneilende Schritte ließen sie verstummen. Ein junger Zwerg kam die Treppe hinab, die zur Empore im Amethystsaal führte. »Herrin, das Gebot liegt bei einundvierzigtausend. Wie es scheint, will das keiner mehr überbieten.«

Skorri atmete schwer aus. »Ist das wahr? Einundvierzigtausend Goldkronen! Damit kann man ein ganzes Heer aufstellen und ausrüsten.«

»Erhöhe für mich das Angebot auf fünfzigtausend«, sagte Amalasintha ruhig. »Ich möchte nicht, dass dieses Schmuckstück in die Hände von Männern gerät, die damit nur eines im Sinn hätten.« Sie bedachte die umstehenden Zwerge mit einem spöttischen Lächeln. »Ihr denkt nur an Kriege. Dabei würde

dieses Gold doch auch reichen, um eine neue Stadt irgendwo in der Wildnis zu gründen. Vielleicht sollten wir das tun. All dem hier den Rücken kehren und von vorne beginnen. Die Magie dort suchen, wo sie am lebendigsten ist – in der Natur.«

Nandalee war sich unsicher, ob Amalasintha das nur sagte, um die übrigen Zwerge zu beschämen, oder es wirklich so meinte.

»Glaubst du nicht auch, dass die Zeit gekommen ist, für einen Krieg zu rüsten?« Amalasintha nickte in Richtung des Amethystsaals. »Sie alle sind davon überzeugt.«

Alle Augen ruhten nun auf Nandalee. Was sollte sie tun? Sie konnte doch einem Krieg gegen die Drachen nicht das Wort reden. Aber wenn sie es nicht täte, würde sie sich verdächtig machen. »Ich glaube, den Weisen erkennt man daran, welche Schlachten er ausficht und welche er meidet.« Sie hoffte, es mit dieser Antwort jedem recht gemacht zu haben. Jedenfalls hatte sie sich damit nicht festgelegt.

Während einige der Zwerge beifällig nickten, blitzte in Amalasinthas Augen der Schalk. »In der Ehernen Halle gibt es auch Weise? Ein Tag voller Überraschungen!«

»Wie Hornbori bewiesen hat, sind auch Drachen sterblich. Was das angeht, werden sich die Himmelschlangen gewiss nicht von der übrigen Brut unterscheiden«, erklärte Skorri kämpferisch.

»Wie viele Zwerge waren eigentlich nötig, um den großen Drachen zu erlegen?«, fragte Nandalee.

»Drei! So göttlich sind sie, die Drachen.« Skorri lächelte grimmig. »Hornbori, Galar und Nyr. Aber viel aufwendiger, als einen Drachen zu töten, ist die Logistik, die dahintersteckt. Eine ganze Flotte von Aalen musste zusammengestellt werden, um das erforderliche Material zu transportieren und die Beute wieder zurückzubringen.«

Damit waren die Namen der Drachentöter bestätigt, dachte Nandalee zufrieden. Vielleicht könnte sie auch noch herausfin-

den, wo die drei in diesem Labyrinth aus Tunneln zu finden waren. Skorri hörte sich gerne reden, wie es schien. Wenn sie das Gespräch noch ein wenig fortführte, vermochte sie vielleicht auch die letzten Informationen aus ihm herauszulocken. »Was mir offen gestanden Sorge bereitet, ist die Frage, wie die Alben es aufnehmen, wenn wir uns gegen die Himmelschlangen wenden. Die Himmelschlangen sind die Statthalter der Alben. Wenn wir uns gegen sie erheben, müssen die Alben das nicht so verstehen, dass wir auch ihnen den Krieg erklärt haben? Haben sich Hornbori und die anderen Gedanken darüber gemacht? Ehrlich gesagt, würde ich mit den dreien gerne einmal reden.«

Skorri blickte sie an, als habe er gerade in eine vergammelte Wurst gebissen. »Das ist doch absurd. Warum sollten die Alben ...«

»Ganz und gar nicht!«, unterbrach ihn Amalasintha scharf. »Auch ich habe dich bereits auf diese Gefahr hingewiesen und dich gebeten, dies im Rat zur Sprache zu bringen, wo ich keinen Zutritt habe.«

Skorri war das Thema sichtlich unangenehm. »Meine Liebe, ich sagte dir doch, dass ich dort nicht in den Verdacht geraten darf, dein Sprachrohr zu sein. Es ist allein die Sache von Männern ...«

»Genug!«, unterbrach ihn Amalasintha scharf. »Das haben wir wirklich oft genug besprochen. Ich frage mich, welchen Nutzen du für mich hast, wenn du nicht gewillt bist, mich im Rat zu vertreten.«

Nandalee hatte den Eindruck, dass bei diesen Worten noch etwas Unausgesprochenes mitschwang. Jedenfalls lief der Ratsherr rot an, während die übrigen Anwesenden schadenfroh grinsten.

»Mein lieber Skorri, du kennst mich als eine Freundin des offenen Wortes. Ich hoffe, du weißt diese Offenheit auch zu schätzen, wenn sie dich betrifft. Ich habe in der Vergangenheit große Hoffnungen in dich gesetzt. Während Hornbori von Drachen

träumte, habe ich deinen Traum geteilt und erhebliche Mittel aufgewendet, um ihn Wirklichkeit werden zu lassen. In zwei Tagen werden wir sehen, ob es klüger gewesen wäre, mich an Hornbori zu halten. Ich hoffe sehr, dass dein Freund hier uns helfen wird, unsere letzten Probleme zu lösen. Er soll mich begleiten.« Sie wandte sich Nandalee zu. »Und du, Arbinumja aus der Eheren Halle, wohin soll dein Weg dich führen? Von welcher Zukunft träumst du? Bist auch du ein Mann mit Visionen?«

»Ich bin hier, um nach der Magie zu greifen. Ich werde jedem Weg folgen, der mich zu ihr führt«, entgegnete Nandalee und blickte auf all die silbernen Kisten und Kästen, in denen die Überreste des Kadavers ihres Lehrers verwahrt wurden. Sie waren Narren, die Zwerge! Da waren sie einem wahrhaft großen Zauberweber begegnet, und alles, was ihnen einfiel, war ihn zu töten. So würden sie niemals finden, wonach sie suchten.

»Dann sehen wir einmal, ob deine Möglichkeiten reichen, Träume wahr werden zu lassen.« Sie wandte sich ab und ging zum Ausgang. Ohne sich umzublicken, schnippte sie mit den Fingern. »Komm, sei ein braves Hündchen und folge mir.«

»Du solltest gehen«, raunte ihm Skorri zu. »Du möchtest sie nicht erleben, wenn sie zornig ist.«

Nandalee sah den Ratsherren überrascht an. Sie hätte erwartet, in ihm von nun an einen erzürnten Nebenbuhler zu haben. Stattdessen wirkte er besorgt. »Geh!«, sagte er noch einmal, drängender nun. »Du bist nun in ihrer Hand.«

GERÜCHTE

Galar verabscheute das Gedränge und den Pomp. Hinter sich hörte er Hornbori laut auflachen. Der Aufschneider war ganz in seinem Element. Hatte tatsächlich er diesem weißen Drachen den Todesstoß versetzt? Galar konnte sich einfach nicht vor-

stellen, dass dieser händeschüttelnde Windbeutel wahrhaftig eine Heldentat vollbracht haben sollte.

Der weite Amethystsaal erschien dem Schmied jetzt bedrückend eng. Er hasste es, inmitten einer Menge eingekeilt zu sein. Dutzende klopfen ihm anerkennend auf die Schulter. Zwerge, die er noch nie gesehen hatte, führten sich auf, als seien sie seine Freunde. Schweiß stand Galar auf der Stirn und brannte auf der dünnen, roten Haut seines Gesichtes, in das der Drachenodem geschlagen war. Er musste hier heraus! Noch ein blöder Witz, noch ein Spruch über das Drachentöten und er würde jemanden erschlagen. Sahen sie denn nicht, was kommen musste? Dieser weiße Drache war zu groß gewesen! Sein Verschwinden würde auffallen! Seine Brüder würden ihn rächen. Statt zu feiern, sollte man sich besser auf einen Kampf mit den Drachen vorbereiten. Und mit deren niederträchtigen Meuchlern, den Drachenelfen. Sie würden kommen, daran gab es für Galar keinen Zweifel. Und sie würden sich in der Tiefen Stadt eine blutige Nase holen.

»Du siehst aus, als wolltest du gleich jemanden umbringen.« Hornbori war plötzlich aus der Menge erschienen und drückte ihm einen Pilzhumpen in die Hand. »Trink«, fügte er leiser hinzu, »das beruhigt das Gemüt.«

»Ich will mich nicht beruhigen«, entgegnete Galar streitlustig und so laut, dass es alle ringsherum hören konnten.

»Er hat die schrecklichen Ereignisse noch immer nicht ganz verarbeitet«, erklärte Hornbori mit einem breiten Lächeln den Umstehenden, packte ihn am Ellbogen und zog ihn mit sich.

»Was für Lügen verbreitest du über mich?« Galar hatte nicht übel Lust, dem Aufschneider sein blasiertes Lächeln aus dem Gesicht zu schlagen. Sollten alle sehen, was für eine Sorte Held Hornbori war, wenn er wimmernd und Zähne spuckend auf dem Boden lag. Die Vorstellung entspannte Galar ein wenig. Der Anflug eines Lächelns spielte um seine verkrusteten Lippen. Warum eigentlich nicht? Eine muntere Schlägerei tat immer gut.

»Na also, du lernst es auch noch«, zischte Hornbori. »Bei Anlässen wie diesem muss man immer lächeln, ganz gleich was geschieht. Kuck nicht so. Weiterlächeln!«

Er würde damit anfangen, dem Mistkerl das Pilz ins Gesicht zu schütten, dachte Galar. Darauf musste Hornbori reagieren. Das wäre ein guter Auftakt. Nicht einmal Hornbori konnte so eine Demütigung mit ein paar Worten abtun. Ein Zwerg, der etwas auf sich hielt und von anderen respektiert werden wollte, konnte darauf nur mit den Fäusten antworten.

»Ich werde demnächst für einige Zeit fortmüssen«, eröffnete Hornbori ihm im Flüsterton und schob ihn weiter vor sich her. »In ein paar Tagen ist es so weit und ...« Er hielt inne und schüttele ein paar Hände von Gesandten, die, nach ihren merkwürdig gezwirbelten Schnauzbärten zu urteilen, aus einer der Städte unter den Mondbergen stammen mussten.

Hornbori wurde erstaunlich schnell mit ihnen fertig, ohne dabei unhöflich zu werden. Das war seine Welt. Galar entschied, dass sich für eine zünftige Prügelei auch später noch ein Anlass finden ließe. Er musste erst wissen, wohin der Schisser reisen wollte. Und vor allem, warum. Er hatte einen Verdacht, und sollte sich der bestätigen, würde er Hornbori in einen Zustand versetzen, der es ihm unmöglich machte, in einem der Aale zu reisen.

Hornbori bugsierte ihn durch die Menge. Endlich gelangten sie durch ein weites Portal in eine der angrenzenden Gildenhallen. Ein prächtiger Bilderfries, der Schmiede bei der Arbeit zeigte, erstreckte sich über die Stirnwand. Die Decke war weit weniger hoch als im Amethystsaal. Holzkohle glomm dunkelrot in flachen Gruben, die in den Boden eingelassen waren. Unstetes Licht tanzte über die Wände. Galar atmete tief durch. Auch hier hielten sich einige Dutzend Zwerge auf, aber das war kein Vergleich zum Gedränge in der großen Halle, der sie entflohen waren.

Hornbori winkte flüchtig einer Gruppe von Schmieden, dann wandte er sich wieder ihm zu. »Sie hauen ab«, flüsterte er.

Galar runzelte die Stirn und zuckte zusammen. Es hatte sich angefühlt, als wolle sich seine Haut aufs Neue von der Stirn schälen. »Von wem redest du?«

»Die Familien des Rates. Die Sippe des Herrschers in der Tiefe. Alle, die Rang und Namen und genügend Gold haben. Kein Aal verlässt den Hafen mit Drachentrophäen, ohne auch ein paar Mitglieder prominenter Familien an Bord zu haben. Sie fürchten, dass die Drachen die Elfen schicken werden. Die Meuchler werden sicherlich ein Gemetzel anrichten. Es wird fürchterlich werden und ...«

»Und du willst dich rechtzeitig verpissen, nicht wahr?« Das war genau, was er zu hören erwartet hatte. Aber so würde es nicht kommen. Dieser ...

»Nein, verdammt. Ich will bleiben. Du musst mit mir eine Schlägerei anfangen. Verprügel mich. Wenn ich nicht reisefähig bin, kann ich bleiben. Aber schlag nicht zu fest zu, wenn es geht. Und brich mir nicht die Nase. Ich ...«

Galar wäre fast der Pilzhumpen aus der Hand gefallen. »Ich soll was? Dich verprügeln?« Das musste ein Scherz sein. Der Schisser verarschte ihn doch!

»Jeder weiß, dass du cholerisch bist und wir uns nicht gut verstehen, obwohl wir gemeinsam auf Drachenjagd gehen. Niemand wird sich wundern, wenn du mich ...«

»Vergiss es. Für wie blöd hältst du mich eigentlich?« Galar hatte seine Stimme zu einem Flüstern gesenkt. Er würde dem Drecksack niemals einen Gefallen tun, und wenn es ihn auch noch so sehr in den Fingern juckte. »Wie kommst du darauf, dass die Elfen kommen werden?«

Hornbori sah sich misstrauisch um. »Lass uns weitergehen. Es ist besser, wenn wir nicht stehen bleiben. Niemand darf uns belauschen.« Er führte ihn aus der Gildenhalle in einen weiten

Tunnel, in dem sie immer noch nicht allein waren. Galar staunte über die vielen fremden Trachten. Jetzt, bei weniger Gedränge, konnte er die Gesandten eingehender mustern. Aus allen Gegenden Albenmarks schienen sie hierhergekommen zu sein. Er erkannte Zwerge aus den Ehernen Hallen und aus Ishaven. Unglaublich, wie schnell sich die Kunde über die Versteigerung verbreitet hatte.

»Dir reicht es also nicht als Indiz, dass die Reichen und Mächtigen ihre Familien fortbringen lassen. Sagt dir der Name Hannar etwas?«

Galar nickte. »Einer unserer erfahrensten Jäger. Nyr kennt ihn ganz gut.«

»Würdest du ihn einen Schisser nennen, so wie mich?« Ein süffisantes Lächeln begleitete Hornboris Worte.

»Im Gegensatz zu dir hat sich Hannar diesen Titel nicht verdient.«

Hornbori sah ihn auf eine Art an, die Galar bei ihm noch nicht kannte, verletzt und wütend, aber er ging mit keinem Wort auf die Beleidigung ein. »Gestern habe ich Hannar getroffen. Er war völlig außer sich. Er meinte, etwas sei im Wald, oben auf dem Berg. Geister!«

Galar nahm einen Schluck aus seinem Humpen. Er glaubte nicht an Geister. Bisher hatte er Hannar für einen vernünftigen Kerl gehalten. Wie man sich täuschen konnte!

»Es ist nicht so, wie du denkst«, empörte sich Hornbori. »Da gab es keine durchscheinenden Gestalten oder ähnlichen Humbug aus Kindermärchen. Es war ... Eine gut getarnte Falle ist ausgelöst worden, aber es fand sich keine Spur. Auch nicht von Wildtieren. Und er sagt, er habe Stimmen im Wind gehört. Wie Gesang. Aber es sei niemand dort gewesen. Und er erzählte mir von einer Lichtung, auf der ein riesiger Felsfinger aus dem Boden ragt. Als er mit seiner Patrouille dorthin kam, sei es weder ihm noch irgendeinem seiner Kameraden möglich gewesen, zum

Felsen zu blicken. So als habe eine unsichtbare Macht ihnen die Köpfe verdreht.«

Galar konnte nicht länger an sich halten. Er lachte laut auf. »Eine unsichtbare Macht hat ihnen die Köpfe verdreht! Hörst du eigentlich, was du redest? Was hat Hannar getrunken, bevor er hinaus in den Wald gegangen ist?«

»Alle Männer aus seiner Patrouille reden davon!«, beharrte Hornbori. »Etwas stimmt da oben im Wald nicht.« Er verdrehte die Augen zur unregelmäßigen Decke des Tunnels, als könne er durch Hunderte Schritt massiven Granits bis hinauf zum Wald blicken. »Da oben ist es nicht mehr geheuer. Ich weiß von Nyr, dass du daran gedacht hast, Hannar auf die nächste Drachenjagd mitzunehmen.«

»Was ich mir jetzt gut überlegen werde ...«

»Sei nicht so verbohrt! Wo ist der Galar mit seinen großen Visionen? Der Schmied, der es wagt, Dinge zu tun, die andere nicht einmal erträumen! Warum sollte Hannar plötzlich ein anderer sein? Akzeptiere doch einfach, dass dort oben etwas vor sich geht. Im Wald sind Zauberweber. Elfen sind dort oben! Und es kann nur einen Grund geben, warum sie hierherkommen. Sie wollen Rache für den Weißen Drachen üben.«

Galar wollte über seinen Bart streichen, wie er es oft tat, wenn er tief in Gedanken war, aber er griff ins Leere. Ärgerlich kratzte er über die kümmerlichen Stoppeln auf seinen verbrannten Wangen. Er würde es nicht zugeben, aber ganz unrecht hatte Hornbori nicht. Hannar war nie ein Spinner gewesen. Wenn ein gestandener Zwerg wie er seltsame Geschichten erzählte, sollte man das nicht einfach abtun, sondern der Sache auf den Grund gehen.

Hornbori wies zu einem Seitentunnel, der vom Hauptgang abzweigte. Nach ein paar Schritten waren sie endlich allein. Es war ein kühler, ungemütlicher Ort. Die Laternen standen hier in sehr weiten Abständen in den Wandnischen. In der Ferne hörte Galar Wasser rauschen. Der Hafen war nicht mehr fern.

Hornbori hielt das Schweigen nicht länger aus. »Wir sollten hinauf in den Wald und herausfinden, was dort vor sich geht«, platzte es aus dem Großmaul heraus.

Galar grunzte abfällig. »Und du willst einmal König sein? Unser Volk anführen?«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Eine ganze Menge. Stell dir vor, dort oben laufen wirklich Zauberweber der Elfen herum ... Drachene elfen. Die schneiden dir so schnell die Kehle durch, dass du gar nicht mitbekommst, dass sie dir die Klinge an den Hals gesetzt haben. Mal angenommen, sie können tatsächlich einen Zauber wirken, mit dem sie uns zwingen können, nicht an einen bestimmten Ort zu blicken – und ich sage jetzt nicht, dass ich Hannar glaube, es ist nur ein Gedankenspiel –, dann bringen sie dich um, ohne dass du auch nur gemerkt hast, wie sie in deine Nähe kommen. Was gewinnen wir also, wenn wir dort hinaufgehen?«

»Hannar haben sie doch auch nicht umgebracht.« Hornbori klang jetzt weit weniger enthusiastisch.

»Und was schließt du daraus?«

»Sie sind eben vorsichtig. Sie wollten uns nicht warnen. Wenn sie Hannar und seine Männer umgebracht hätten, wüssten wir jetzt ganz sicher, dass sie da sind.«

»Wenn sie so vorsichtig wären, würden sie wohl kaum Zauber weben, die selbst dem abgebrühten Hannar Angst machen.«

Hornbori nickte widerwillig. »Da ist was dran. Aber warum bringen die Ratsmitglieder dann ihre Familien in Sicherheit?«

»Irgendwann werden die Drachen ihre Elfen schicken. Wenn du in ein paar Tagen eine lange Reise antrittst, ist das sicherlich nicht das Dümme ste.«

Hornbori sah ihn eigentümlich an. Ungewohnt hart und mannhaft. »Ich bleibe. Ich habe gehört, es gibt verborgene Stollen und Fallen, die jeden Angreifer einen schrecklichen Blutzoll bezahlen lassen. Sollen andere davonlaufen – ich kämpfe in der Schlacht

um die Tiefe Stadt!« Hornboris Ausbruch endete mit einem Stoßseufzer, der wieder besser zu ihm passte.

»Geheime Tunnel und Fallen«, sagte Galar herablassend. »Dummes Geschwätz. Nichts als Kindermärchen.«

»Da irrst du dich gewaltig, Galar. Das ist mehr als nur Gerede. Meine Familie hat Einfluss. Ich weiß Dinge über die Tiefe Stadt, die könntest du dir nicht einmal ...« Er schüttelte den Kopf. »Du glaubst mir ohnehin nicht, oder?«

Galar lächelte. »Stimmt.«

»Und obwohl es dir in den Fingern juckt, dich mit mir zu prügeln, würdest du es nicht tun, wenn du wüsstest, dass du mir damit einen Gefallen tust. Unsere Wege trennen sich nun. Aber verlass dich darauf, ich erreiche immer, was ich will. Ich mag kein genialer Tüftler sein und kein großer Held auf dem Schlachtfeld, aber unterschätze mich nicht, Galar.« Mit diesen Worten wandte er sich ab und eilte mit festem Schritt zum Haupttunnel und den Feierlichkeiten zurück.

Der Schmied sah ihm lange nach. Hornbori hatte es tatsächlich geschafft, Zweifel in ihm zu wecken. Er sollte Hannar suchen und selbst mit dem alten Jäger reden, entschied Galar. Und er musste zu Jari, dem Wächter. Es gab die geheimen Tunnel und Fallen tatsächlich. Aber Hornbori hätte davon nicht wissen dürfen. Es gab nur zwei Dutzend Eingeweihte. Und einer von ihnen hatte offensichtlich geplaudert. Das musste geahndet werden! Galar war immer sehr stolz darauf gewesen, zu diesem erlauchten Kreis zu gehören. Er hatte einen der Tunnel gebaut, weil der Alte in der Tiefe sein perfides Talent, Fallen zu ersinnen, zu schätzen wusste. Sollten die Drachenelfen nur kommen! Sie würden sie buchstäblich in Stücke hacken!

DAS WETTRENNEN

Bleigraue Wolken hingen tief am Himmel. Das Land erstreckte sich in sanften Wellen in schier endlose Weiten. Kalter Wind zerzauste Shayas Haar. So sehr sie die Himmel Nangogs gemocht hatte, nichts kam der großen Steppe gleich! Sie hatte ihre Heimat vermisst. Den Geruch des Grases. Sein Wogen, wenn der Wind darüberstrich.

Sie streichelte der kleinen, weißen Stute über den Hals. Das Tier war launisch. Es warf den Kopf zurück. Shaya lächelte. Subai hatte das Pferd mit Bedacht für sie ausgewählt. Er hoffte wohl, dass sie vor aller Augen abgeworfen wurde. Dass sie ihr Gesicht verlor. Aber in den Jahren auf Nangog hatte sie das Reiten nicht verlernt.

Sie blickte zu ihm zurück. »Wer als Erster am Zelt unseres Vaters ist?«

Subai sah verächtlich zu ihr herab. Er ritt eines der prächtigen Schlachtrösser aus den Gestüten am Seidenfluss. Einen starken, schwarzen Hengst, dazu gezüchtet, einen Krieger in voller Bronzerüstung zu tragen. Seine Schulter überragte die ihrer Stute um fast drei Hand. Ein eindrucksvolles Pferd und eine Wahl, die davon zeugte, dass Subai immer noch ein Dummkopf war. Es war kein Steppenpferd. Keines, wie es seine Krieger ritten. Ein wahrer Anführer setzte sich nicht auf diese Weise von seinen Männern ab.

Shaya hatte so laut gesprochen, dass es die Männer im Gefolge ringsherum gehört hatten. Alle blickten zu Subai.

»Wir sind keine Kinder mehr«, murmelte er missmutig.

»Stimmt. Wir können mittlerweile richtig reiten.« Sie lächelte. Keiner der Krieger im Gefolge Subais verzog eine Miene. Aber Shaya konnte in ihren Augen lesen. Sie kannte das Lauern. Den kaum unterdrückten Spott in den Blicken.

Auch Subai entging dies nicht. Er sah missbilligend zu ihr herab. »Wie könnte ein Weib sich mit einem Mann messen?«

»Das dachten auch die Männer, die unter meiner Dornaxt starben.«

Subai lachte auf, doch niemand fiel in sein bellendes, zu aufgesetztes Gelächter ein. »Was für Männer können das wohl gewesen sein.« Er hob seine kurze Reitpeitsche und deutete auf ihr Gesicht. »Du hast den bösen Blick, Schwester. Alle wissen das. Nicht deine Waffenkunst verhalf dir zu deinen Siegen, sondern dunkle Magie. Aber diesmal wird sie dir nicht helfen. Es gilt! Reiten wir!«

Shaya konnte in den Gesichtern der anderen lesen, wie die Worte ihres Bruders wirkten. Wie seine Lügen ihren Kampfesruhm zu Asche werden ließen. Eben noch war sie widerwillig akzeptiert gewesen, doch jetzt glaubten die Krieger lieber, dass allein Zauberei ein Weib dazu befähigte, im Zweikampf über einen Mann zu triumphieren.

»Dann los!« Ihre Stimme war ein rauhes Raunen mühsam unterdrückten Zorns. Sie konnten sie in Frauenkleider stecken, aber sie würde niemals eines dieser duckmäuserischen, verängstigten Weiber werden, mit denen sich die Steppenfürsten so gerne umgaben.

Subai preschte ohne zu zögern los, und Shaya hieb ihrem Pony die Fersen in die Flanken. Das kleine Tier machte einen erschrockenen Satz, der irgendjemanden hinter ihr auflachen ließ, dann stürmte es dem prächtigen Schlachtross ihres Bruders hinterher.

In der Nacht zuvor hatte es geregnet, und auf dem schweren, schlammigen Boden konnte Subais Vollblut nicht seine ganze Kraft entfalten. Shaya holte auf. Das Land wogte in sanften Hügeln an ihnen vorüber. Shaya hatte sich dicht über den Nacken der Stute gebeugt. Der Wind peitschte ihr die Mähne ins Gesicht.

Wie ferner Donner folgte ihr der Hufschlag der übrigen Reiter.

Subai blickte immer wieder zu ihr zurück. Er peitschte fluchend nach den Flanken seines Hengstes. Blutige Striemen glänzten im prächtigen Fell.

Verdammter Narr, dachte sie. Das war nicht der Weg zu siegen.

Ihre Finger krallten sich in die Mähne ihrer Stute. Sie spürte die Kraft des Tieres. Seinen Willen, in diesem Rennen zu siegen. Schaumflocken flogen von den Nüstern ihrer Stute. Sie spürte, wie sich die mächtigen Lungen des Tieres füllten und wieder zusammenzogen. Sie spürte das Blut pulsieren.

»Wir können es schaffen, meine Starke.« Sie war jetzt fast gleichauf mit dem Hengst ihres Bruders. Beide Pferde kämpften sich eine Hügelflanke hinauf. Der Grund war trügerisch. Ihre Stute wurde langsamer.

Subai stieß einen schrillen Triumphschrei aus und peitschte erneut seinen Hengst. Schmerz und Angst ließen das große Pferd alle Vorsicht vergessen. Mit zwei Längen Vorsprung erreichte es den Hügelkamm.

»Komm, meine Starke. Komm!« Shaya klopfte mit der flachen Hand auf den Hals der Stute. Deutlich spürte sie die dick geschwollenen Adern unter dem Fell.

Endlich erreichte auch sie den Hügelkamm. Am Fuß des Hügels wand sich ein seichter Fluss in weiten Bögen durch das Grasland. Ein Adler kreiste am grauen Himmel und verfolgte das Rennen. Weit am westlichen Horizont bewegte sich etwas Dunkles durch das Gras. Reiter? Eine Pferdeherde? Shaya trieb ihre Stute den Hang hinab. Subai hatte inzwischen sechs Längen Vorsprung. Sein Rappe hatte den Hang fast schon verlassen, als er ins Rutschen kam. Der Hengst warf den Kopf zurück und stieß ein schrilles Wiehern aus. Seine Hinterbeine brachen aus. Subai hatte Mühe, im Sattel zu bleiben.

Ihre Stute nahm den Hang vorsichtiger. Sie querte ihn in einer Diagonale, statt geradewegs hinabzustürmen. Shaya ließ ihr die Zügel und beobachtete voller Genugtuung, wie Subais Rappe darum kämpfte, nicht zu straucheln. Endlich hatte er sich gefangen. Unsicher machte er ein paar Schritte am Fuß des Hügels, dann strebte er dem Gürtel aus hohem Gras entgegen, das den Flusslauf säumte.

Ihr Schimmel ließ ebenfalls den Hügel hinter sich. Fast gleichzeitig drangen die Pferde in den Wall aus Teichbinsen ein. Die graugrünen Stängel überragten sie. Ärgerliches Entengeschnatter ertönte ganz in der Nähe. Shaya konnte kaum einen Schritt weit sehen. Das Dickicht aus fingerdicken Halmen hatte sie verschlungen. Schmatzender Schlamm wick dunkelbraunem Wasser. Unbeirrt strebte ihre Stute voran und gelangte in tieferes Wasser, das Shaya bis über die Knie reichte. Es war unangenehm kalt. Schlammgespritzer sprenkelten das blütenweiße Fell der Stute.

Der Wall aus Teichbinsen wick zurück. Eine träge Strömung ließ sie ein wenig abdriften. Vielleicht zwanzig Schritt neben ihr und fast auf gleicher Höhe sah sie Subai. Wütend starrte er zu ihr hinüber. Sein Hengst wirkte abgekämpft. Wahrscheinlich setzte ihm das kalte Wasser mehr zu als ihrem Pony. Sie lächelte herausfordernd. Sehr bald würde sich zeigen, wer den längeren Atem hatte.

Als sie den Binsengürtel des jenseitigen Ufers erreichten, klapperten Shaya die Zähne. Sie fühlte sich, als hätten böse Flussgeister alle Wärme ihres Körpers gestohlen. Sie beugte sich vor, bis sie den angenehm warmen Nacken der Stute berührte.

Endlich fanden sie festen Boden. Mit kräftigen Schritten ließen sie den Fluss hinter sich. Binsenstängel schlugen Shaya ins Gesicht. Sie zitterte am ganzen Leib. Die Stute schnaubte, als wolle sie ihr Mut machen.

Als sie durch den grünen Wall brachen und das weite Grasland wieder vor sich liegen sahen, war Subai nirgends zu entdecken. Heiße Freude durchfuhr Shaya. Sie würde es ihm zeigen!

Die dunklen Gestalten am Horizont waren nun zu erkennen. Es waren Reiter. Hundert oder mehr. Rossschweifstandarten wehten von langen Stangen. Ein ganzer Wald davon. Der Adler kreiste über den Reitern. Stieß wie ein Pfeil vom Himmel hinab und verschwand.

Dort hinten musste ihr Vater sein. Kein Fürst des weiten Graslandes würde es wagen, so viele Standarten um sich zu versammeln. Der Unsterbliche Madyas war mit seinem Adler zur Wolfsjagd ausgeritten. Das traf sich gut! Sie würde als Siegerin eines Wettreitens vor ihn treten und nicht als gedemütigte Gefangene ihres Bruders!

Ein wilder Schrei ließ sie herumfahren. Subai brach mit seinem Rappen aus dem Binsendickicht. Der große Rappe sah zum Erbarmen aus. Schaum troff von seinem Maul. Seine Flanken waren zerschunden von Subais Peitschenhieben. Mit angstweiten Augen preschte der Hengst auf das Grasland hinaus, Madyas Jagdgesellschaft entgegen.

Shaya wusste, dass sie gewonnen hatte. Sie war unter Pferden aufgewachsen. Fremde spotteten gerne, dass den Ischkuzaia ihre Pferde mehr bedeuteten als ihre Frauen und Kinder. Ganz falsch war das nicht.

Subais Rappe gab unter den wütenden Hieben ihres Bruders sein Letztes und kämpfte sich noch einmal einen kleinen Vorsprung heraus. Entschlossen setzte ihre Stute dem Vollblut nach, als habe das kleine Pony ebenfalls den Ehrgeiz, den großen Hengst zu besiegen.

Das Land stieg sanft an. Der Boden war hier sandiger als auf der anderen Seite des Flusses. Trockener. Bald hatten sie Subai eingeholt. Shaya hielt sich ein gutes Stück seitlich von ihm, denn sie traute ihm zu, dass er mit der Peitsche nach ihr schlagen würde, wenn sie ihm zu nahe käme. Er wusste, dass er nicht mehr siegen konnte. Und was noch schlimmer war, er würde seine Niederlage unter den Augen ihres Vaters erleiden.

Die Reiterschar hatte auf dem nächsten Hügelkamm innegehalten. Schweigend verfolgten sie das Wettrennen. Jedem war klar, wie es enden würde. Shaya blickte nach hinten. Sie lag nun drei Pferdelängen vor Subai. Blut mischte sich in die weißen Flecken um die Nüstern des Rappen. Ihr Bruder hatte den stolzen

Hengst zuschanden geritten. Für nichts! Er würde nicht daraus lernen. Wahrscheinlich würde er behaupten, ihr böser Blick habe sein Pferd verhext. Und die meisten würden ihm glauben. Ihr Sieg bedeutete gar nichts, begriff Shaya. Vielleicht sollte sie den Hengst an sich vorüberziehen lassen. Ihrem Bruder vor aller Augen den Sieg schenken. Würde das etwas ändern?

Schweigend starrten die Reiter zu ihnen herab. Sie entdeckte den Adler auf der Faust eines stämmigen Kriegers, erkannte einige Berater, die schon in ihrer Kindheit zum Gefolge ihres Vaters gehört hatten. Die meisten der Männer jedoch waren ihr fremd. Keine einzige Frau gehörte der Jagdgesellschaft an.

Plötzlich knickte ihre Stute ein. Shaya wurde aus dem Sattel geschleudert, über den Kopf des kleinen Ponys hinweg, das ein erschrockenes, fast menschlich klingendes Keuchen ausstieß. Mit einem harten Schlag landete sie auf dem Rücken. Etwas in ihrer Schulter knackte. Die Luft wurde ihr aus den Lungen gepresst. Grelle Lichtpunkte tanzten vor den bleigrauen Wolken. Benommen schüttelte sie den Kopf und sah zu ihrem Pony. Es wand sich im Gras. Wieherte zum Erbarmen und versuchte wieder aufzustehen. Es würde nie wieder stehen. Der linke Vorderlauf war gebrochen. Der blanke Knochen ragte aus dem zerschundenen Fleisch.

»Nein«, stammelte sie. »Nein.«

Subai ritt im Schritt an ihr vorüber. »Der Weiße Wolf wollte nicht, dass du siegst. Dein Hochmut hat selbst die Devanthal gegen dich aufgebracht.«

Shaya ballte die Fäuste. Jetzt erst bemerkte sie das Erdloch. Ihre Stute musste mit dem Vorderlauf in einen Marmelietertunnel dicht unter der Grasnarbe eingebrochen sein. Das war nicht gerecht. Es war ... Sie tastete nach ihrem Messer und zuckte vor Schmerz zusammen. Ihre rechte Schulter musste ausgekugelt sein. Selbst zu atmen schmerzte.

Ihr Pony hatte die Augen so weit aufgerissen, dass sie ganz von weißen Rändern eingefasst waren. Shaya zog ihr Messer mit links

und kroch zu ihm hinüber. Vorsichtig strich sie ihm über den Hals. Dann setzte sie die Klinge an eine der dicken Adern, die unter dem Fell am Hals zu erkennen waren. Sie schnitt nicht tief. Warmes Blut rann über ihre Hand. Vorsichtig streichelte sie weiter den Hals. Der Atem der Stute ging nun ruhiger.

»Warum soll es länger leiden als notwendig?« Madyas, ihr Vater, stand hinter ihr. In seinen schwarzen Augen zeigte sich keine Regung. Nicht ein graues Haar war unter den Stoppeln auf seinen Wangen. Er war unsterblich ... Und so anders als Aaron.

In der Linken hielt Madyas einen Jagdspeer mit schmalen Stichblatt. Sie schluckte, hob die Linke ...

Bevor ein Wort über ihre Lippen kam, wirbelte er den Speer herum und stieß ihn mit aller Kraft durch das Auge der Stute. Die Läufe des Ponys zuckten. Dann lag es still.

»Glaubst du, ein langsamer Tod ist ein besserer Tod?«, fragte er verächtlich.

Sie sagte nichts. Es war nicht klug, ihm Widerworte zu geben. Ihr Vater war von gedrungener Gestalt. Er war nicht sehr groß, aber er verströmte eine fast animalische Lebendigkeit. Seine Kinder alterten und wurden grau neben ihm. Er blieb äußerlich immer derselbe. Mit seinem harten Gesicht und dem zu großen Kinn. Den buschigen Brauen, den stets stoppeligen Wangen und der nicht zu bändigenden Haarsträhne, die ihm in die Stirn hing. Er trug ein Wams aus dickem Leder, das bei jeder seiner Bewegungen leise knarzte. Seine Arme waren nackt, sodass man die von Narben zerfurchten Wolfstätowierungen darauf deutlich sehen konnte.

»Steh auf, wenn du nicht als verweichlichtes Weib gelten willst.«

Sie sah ihn überrascht an. Das war doch die Rolle, die er ihr zugehört hatte! Oder hatte Subai sie belogen?

Shaya biss die Zähne zusammen und stemmte sich hoch.

»Du hast dir die Schulter ausgekugelt.« Er sagte das ohne einen Anflug von Mitleid. »Wenn du dir bei dem Sturz den Hals

gebrochen hättest, hätte ich dich in Streifen schneiden und an die Lagerhunde verfüttern lassen. Ich habe Pläne mit dir. Dieser Reitunfall stört sie. Reiß dich also zusammen.«

Sie gehorchte und fragte sich, wo jener warmherzige Vater geblieben war, für den sie vor langen Jahren auf der Trommel getanzt hatte.

»Ich habe eigens für dich einen Heilkundigen vom Seidenfluss holen lassen.« Der Unsterbliche deutete auf einen Greis in seinem Gefolge, der in fließende, grüne Gewänder gekleidet war. Der Alte saß ungelentk auf seinem Pferd. Er wirkte deplatziert inmitten der Jagdgesellschaft. Sein langes, abgehärmtes Gesicht hatte die Farbe von altem Elfenbein. Er wirkte, als habe er in seinem Leben kaum einen Tag unter freiem Himmel verbracht, wie so viele der Gelehrten, die die großen Städte am Seidenfluss zu Tausenden ausbrütete.

Der Heilkundige nickte ihr zu, als er ihren Blick bemerkte. Sein Gesicht mit den schmalen Augen und dem langen, spinnwebfeinen Kinnbart war eine Maske, bar jeder Emotion. Ganz anders wirkten die Berater ihres Vaters. Sie gafften sie unverhohlen an, und in ihren Blicken lag eine lüsterne Boshaftigkeit, als wüssten sie um ein Geheimnis, das ihr erst noch offenbart werden würde.

Ein Leibwächter ihres Vaters überließ ihr sein Pferd und ging auf die Knie, damit sie auf seinen Rücken treten und leichter in den Sattel steigen konnte. Sie ignorierte die Geste hündischer Unterwürfigkeit und schwang sich ohne Hilfe auf das Pferd. Sengender Schmerz schoss durch ihre Schulter. Für einen Augenblick wurde ihr schwarz vor Augen, und sie musste sich mit den Fingern in der Mähne des Braunen festkrallen, um nicht aus dem Sattel zu kippen.

»Die Jagd ist beendet«, verkündete ihr Vater mit lauter Stimme.
»Wir kehren zurück zum Wandernden Hof.«

DIE GEHEIMEN TUNNEL

Galar ließ den Zeigefinger durch die Furche in der Höhlenwand gleiten. Nur noch Reste von eingetrocknetem Öl waren geblieben. Er dachte zurück an die unzähligen Stunden, die er in diesem Tunnel verbracht hatte. Fast drei Jahre hatte es gedauert, ihn vorzubereiten. Damals hatte er in einem Loch von einer Höhle gewohnt. Nicht einmal ein Troll hätte sich da wohlgefühlt. Seitdem war viel geschehen. Dem Gold und dem Einfluss Hornboris verdankte er eine prächtig ausgestattete Werkstatt und eine stetig wachsende Zahl von Gehilfen, die nach seiner Pfeife tanzen mussten. Vorbei waren die Zeiten, in denen er nächtelang wach gelegen und sich das Hirn zermartert hatte, wie er an ein paar Eisenstangen oder eine Kupferplatte kommen könnte, um eine seiner Ideen umsetzen. Ein Teil des Ruhmes am Tod des Weißen Drachen war nun sogar mit seinem Namen verbunden. Obwohl sein Bart weggesengt war und er roch wie ein halbgares Stück Pferdefleisch, spottete niemand mehr über ihn. Galar war fast zufrieden, solange er nicht an Hornbori dachte. Wie sie diesen Aufschneider verehrten, war zum Kotzen! Hornbori Drachentöter nannten sie ihn. Von wegen! Wenn hier einer der Drachentöter war, dann Nyr, der halb verbrannt vom Odem der Bestie den tödlichen Speer abgeschossen hatte. Hornbori hatte sich doch bloß an den Kadaver herangemacht. Gut, ein bisschen Leben war noch in dem Drachen gewesen. Aber was für eine Kunst war das, einer todwunden Bestie die Kehle durchzuschneiden? Eine Heldentat konnte man das wahrlich nicht nennen. Aber er würde die Klappe halten. Er musste sich zusammenreißen und klar denken! Deshalb hatte er die endlosen Feierlichkeiten verlassen und war hinab zu diesem verborgenen Tunnel gestiegen.

Die Existenz dieses Tunnels gehörte zu den bestgehüteten Geheimnissen der Tiefen Stadt. Bergwerker, die man sonst wo angeheuert hatte, hatten ihn angelegt. Nur eine Handvoll Zwerge wusste um das verborgene Netz von Gängen. Sie würden den

Widerstand anführen, sollte die Tiefe Stadt tatsächlich angegriffen werden. Die geheimen Gänge lagen parallel zu den Haupttunneln und waren mit mörderischen Fallen gespickt. Im Fall eines Angriffs würden die Haupttunnel mit Türen verschlossen, die nicht von behauenen Felswänden zu unterscheiden waren, und die Eindringlinge würden in die Tunnel mit den Fallen umgeleitet.

Galar träufelte neues Öl in die Furche an der Felswand. Wer sich hierher verirrt, würde einen schnellen, schmerzlosen Tod erleiden. Diese Falle hatte ihm zu erstem Ruhm verholfen. Dabei war das Prinzip denkbar einfach. Das breite Hackmesser eines Metzgers hatte ihn dazu inspiriert. Durch die steinerne Rinne, die er gerade neu ölte, schnellte ein fünf Hand breites Hackmesser, so schwer, dass drei Schmiede nötig waren, es anzuheben. Es glitt der Länge nach den leicht abschüssigen Tunnel hinunter. Mit zusätzlichen Bleigewichten beschwert, gewann es mit jedem Schritt an Geschwindigkeit.

Galar dachte an das Grubenpony, das man in den Tunnel getrieben hatte, um die Falle zu testen. Das Hackmesser hatte es vorne am Kopf getroffen und von der Stirn bis zum Schweif durchtrennt. Eine eindrucksvolle Sauerei war das gewesen. Danach hatte man ihm die Mittel bewilligt, zwei weitere Fallen dieses Typs in dem Tunnel einzubauen. Dem Fleischmesser mochten die Elfen vielleicht entgehen. Aber ganz gewiss nicht dem, was dann noch folgte!

Bedächtig träufelte Galar weiteres Öl in die Rinnen. Es würde ein Angriff kommen. Was Hornbori behauptet hatte, stimmte – die Ratsherren und Reichen hatten damit begonnen, ihre Anverwandten in andere Zwergenstädte in Sicherheit zu bringen. Natürlich sprach niemand von Flucht, damit unter der Masse der Bergbewohner keine Panik aufkam. Aber es war schon auffällig, wie viele hochrangig besetzte Handelsmissionen in den letzten Tagen die Tiefe Stadt verlassen hatten. Teile des Kadavers dieses

verfluchten Weißen Drachen wurden bis in die entferntesten Winkel Albenmarks verschachert. Es hätte ihm egal sein sollen, aber der Gedanke daran, wie viele Schnösel sich eine goldene Nase daran verdienten, dass er und Nyr ihre Haut hingehalten hatten, brachte Galar zum Kochen. Er hatte diese verdammten Feierlichkeiten verlassen müssen. Blendwerk für die Dummen. Freies Pilz und Braten und Brot, bis der Wanst platzte. Die einfachen Schmiede, Küfer, Steinmetze und Tunnelbauer sahen schlichtweg nicht, was vor sich ging. Blind fraßen sie sich durch.

Galar hatte genug Drachenblut, um seine Experimente auf Jahre fortsetzen zu können. Es würde ihm wieder glücken, aus dem Blut und Koboldkäse ein Unverwundbarkeitselixier zu brauen. Dass seine Versuche ausgerechnet Hornbori eine unverwundbare Hand beschert hatten, wurmte ihn. Aber es würde ihm erneut glücken, wenn er es nur oft genug versuchte!

Galar ließ sich von diesem Traum davontragen, während er weiter Öl in die Furchen entlang der Tunnelwand träufelte. Er stellte sich eine kleine Schar unverwundbarer Zwerge vor. Harte Burschen, angeführt von Nyr und ihm. Hornbori würde nicht dazugehören! Auf keinen Fall.

Mit so einer Truppe könnte er es sogar mit den Himmelschlangen aufnehmen. Sie würden die Mistviecher in ihren Nestern aufspüren und ihnen in den schuppigen Arsch treten. Und dann würden sie sie filetieren und die Magie aus ihnen herausdestillieren. Jene Magie, die sie seinem Volk verweigerten und stattdessen die arroganten, unförmigen, riesenwüchsigen Elfen lehrten. Kein Zwerg hatte diese Entscheidung der selbstherrlichen Himmelschlangen begriffen. Aber die Drachen würden es bereuen. Sein Volk hatte die Macht, sie zu töten. Er hatte es bewiesen. Er, Galar, der so oft verspottete Schmied, Alchemist und Mechanikus. Er lächelte und zuckte augenblicklich zusammen. Obwohl er sein verbranntes Gesicht dick mit Krötenfett eingerieben hatte, schmerzte selbst jetzt nach zwei Wochen noch

jede Bewegung der verbrannten Haut. Wie es schien, würde sein ohnehin schon jämmerlicher Bart an einigen der besonders übel verbrannten Stellen nicht mehr nachwachsen. Stattdessen würden rote Narben zurückbleiben. Ehrenmale von einem Kampf, den zuvor noch niemand gewagt hatte. Nein, sie würden ihn nicht mehr belächeln. Auch *sein* Name war jetzt in aller Munde.

Galar setzte seinen Gang durch den Tunnel fort. Er versuchte sich vorzustellen, auf welche Weise die Drachen wohl angreifen würden. Dass sie angreifen würden, stand für ihn außer Frage. Lange schon hatten sich die Zwergenvölker auf den Kampf mit den Drachen vorbereitet. Sie waren ungerechte Tyrannen, die vermaledeiten Himmelsschlangen! Deshalb war es auch nie eine Frage gewesen, ob sie irgendwann eine der Zwergenstädte bestürmen würden. Nur welche und wann, das vermochte niemand zu sagen. Die Frage, welche es treffen sollte, hatte er durch seine Taten nun entschieden.

Alle Einfallstunnel in den Berg waren vielfach verwinkelt. Flammenzungen würden gebrochen werden und schon nach weniger als hundert Schritt ihre Macht verlieren. Die Tyrannen waren zu groß, um selbst in die Tunnel zu kriechen. Also würden sie ihre gedungenen Mörder, die Elfen, schicken. Und diese arroganten Schnösel würden hier in der Tiefen Stadt lernen, was es hieß, gedemütigt zu werden. Er hatte die stählernen Federn der drei Fallen geprüft. Die Zahnräder, die den Mechanismus in Bewegung setzten, der die Federn spannte. Alles war bereit. Diese Tunnel waren ihre mächtigste Waffe. Sie waren auf keinem Plan verzeichnet. Nur ein einziger Zwerg kannte sie alle. Jari, der Wächter. Er wartete in einer verborgenen Kammer jahrein, jahraus auf das Signal, die Parallelgänge zu öffnen und die Haupttunnel zu blockieren. Die Elfen würden erst merken, dass sie in eine Falle getappt waren, wenn es zu spät war. Und sollten ein paar dieser langohrigen Mörder überleben, vermochte die Tiefe Stadt

mehr als dreihundert bis an die Zähne bewaffnete Krieger aufzubieten, um diesen letzten Elfen den Rest zu geben.

Fleischmesser, Schnitter und Fleischwolf hatte Galar seine drei Fallen genannt. Er blickte zufrieden den langen Tunnel hinab. Dann legte er den steinernen Hebel um, der die Sicherungsbolzen löste und die Fallen wieder scharf machte. Wer jetzt hierherkam, war des Todes. Galar lächelte. Der Schmerz ließ ihn erneut zusammenzucken. Die Elfen würden für ihren Hochmut büßen. Der Weiße Drache war erst der Anfang gewesen. Kamen die Drachen hierher, würde ein Krieg beginnen, wie ihn Albenmark noch nicht gesehen hatte. Und die Ersten, die ihre blinde Ergebenheit mit dem Leben bezahlten, wären die Drachenelfen!

Hier war alles getan. Jetzt musste er sich um seine kostbare Habe kümmern. Er war auf Krieg und Verrat vorbereitet. Sollte er im Kampf um die Tiefe Stadt fallen, hätte er zumindest die Genugtuung, dass seine Schätze für immer verschollen sein würden.

VOR ALLER AUGEN

Voller Missfallen betrachtete Shaya das Kleid, das auf der dunklen Kiste neben ihrer Schlafmatte lag. Sie war in einer Jurte mit festem Holzboden untergebracht. Zwei Öllämpchen, geformt wie Steppenponys, verströmten ein angenehmes, gelbes Licht. Ein Eberfell lag auf dem Boden und zwei kleine Kissen, mehr hatte ihre Unterkunft nicht zu bieten. Und mehr brauchte sie auch nicht. Bis auf eines. Ihre Waffen fehlten. Sie hatte verstanden, dass ihr Vater entschieden hatte, dass ihre Tage als Kriegerin vorüber waren. Sie würde sich seinem Willen fügen müssen. Aber ihre Waffen sollten ihr bleiben! Kein Ischkuzaiya verzichtete darauf. Jedenfalls kein Krieger, der sich im Kampf bewährt und so viele Feinde erschlagen hatte wie sie. Ihr Volk bestattete seine toten Helden in Erdhügeln, zusammen mit ihren Pferden und eben

den Waffen. Wenn sie nun lebendig in solch einer Jurte bestattet sein sollte, ihre Vergangenheit begraben war und sie ein Leben führen musste, in dem alles gestorben war, was ihr einmal etwas bedeutet hatte, dann sollte sie wenigstens ihre Waffen behalten dürfen, auch wenn sie diese niemals mehr tragen würde.

Sie hatte sich eine Rede zurechtgelegt, mit der sie bei ihrem Vater diese Gunst einfordern wollte. Er hielt viel auf Krieger-tugenden. Wenn sie ihn in der richtigen Stimmung fand und die rechten Worte wählte, würde sie ihn vielleicht umstimmen können.

Shaya nahm das weiße Kleid von der Truhe. Der Stoff war wunderbar zart und glatt. Seide. Sie seufzte. Das also war ihre Zukunft. Sie hielt sich das Kleid an den Leib. Es war unten weit ausgestellt und würde, wenn alle Verschnürungen geschlossen waren, von der Hüfte aufwärts so eng anliegen wie eine zweite Haut. Ihr wurde klar, dass sie Hilfe brauchen würde, um es anzulegen. Jetzt tat es ihr leid, dass sie die beiden Dienerinnen, die sie bei ihrer Ankunft in der Jurte angetroffen hatte, hinausgeworfen hatte.

So ein Kleid anzulegen hieß, seinen Körper öffentlich feilzubieten, dachte sie zornig. Sie warf es zurück auf die Truhe und bezahlte für die ruckartige Bewegung mit einem stechenden Schmerz in der Schulter. Shaya fluchte. Die ganze Welt hatte sich gegen sie verschworen! Sie hätte mit Aaron gehen sollen. Wer hätte es verhindern können?

Die Antwort lag auf der Hand. Die Devanthal. Als Tochter eines Unsterblichen würde sie niemals zur Hauptfrau eines anderen Unsterblichen werden. Die Devanthal wollten nicht, dass sich die Mächtigsten der Welt miteinander verbündeten.

Shaya presste ihren Arm eng an den Leib und brachte ihn in eine Position, in der er nicht schmerzte. Sie würde niemals ohne Hilfe dieses Kleid anlegen können, dachte sie verbittert. Und wenn sie nicht herausgeputzt in der Stunde der Dämmerung

in der großen Jurte ihres Vaters erschien ... Sie dachte an ihre Waffen. Sie jemals wiederzubekommen würde ihr nur gelingen, wenn sie alles unterließ, was ihn erzürnen mochte. Die Männer seines Hofstaats kannten sie. Viele zumindest. Sie würden wissen, dass sie nicht freiwillig in solch einem Aufzug erschien. Nicht sie würde ihr Gesicht verlieren. Die Schande, sich wie eine Hure herausgeputzt zu haben, würde auf ihren Vater zurückfallen.

Shaya ging zum Eingang der Jurte und schlug das schwere Leder zurück. Drei Krieger standen Wache. Drei! Man konnte das als eine Auszeichnung sehen. Nur bedeutende Mitglieder des Hofes hatten das Anrecht, eine dreiköpfige Ehrenwache vor ihrem Zelt aufziehen zu lassen. Selbst der Unsterbliche umgab sich bei Hof nie mit mehr als vier Leibwächtern, und die meisten ihrer Geschwister geboten über keine einzige Wache. Doch Shaya hatte lediglich das Gefühl, gefangen gesetzt zu sein. Diese Männer gehorchten allein ihrem Vater.

Es dauerte nicht lange, bis die Dienerinnen zurückkehrten. Auch wenn die beiden demütig die Blicke gesenkt hielten und schwiegen, während sie sie zurechtmachten, spürte Shaya deutlich ihre stillschweigende Genugtuung. So schloss sich der Kreis. Sie dienten ihr, die ihrerseits fortan auch nur noch zu dienen hatte.

Schließlich trug sie das Kleid. Nur das Kleid. Keine Stiefel, nichts. Sie fühlte sich seltsam. Vielleicht wäre sie so zu einem Stelldichein mit Aaron gegangen. Aber so vor den Rat ihres Vaters zu treten ... Die Dienerinnen hatten ihre Haare mit Elfenbeinkämmen hochgesteckt, die mit stilisierten Blüten geschmückt waren. Sie hatten sie geschminkt und Rosenwasser auf ihre Haut geträufelt. Sie empfand den Aufzug als schamlos.

Shaya rieb sich mit der Linken über die Stirn. Manchmal fühlte sie sich wie in einem Traum gefangen. Ihre Wirklichkeit war ihr abhandengekommen. Das hier war nicht ihr Leben.

»Herrin, der Unsterbliche erwartet Euch.«

Die beiden jungen Mädchen knieten vor ihr, demütig die Köpfe gesenkt. Taten sie das bei jedem Weib, dem sie dienten, oder hatten sie Angst vor ihr?

Den schmerzenden Arm dicht an den Leib gepresst, verließ Shaya ihre Jurte. Lieber wäre sie in eine Schlacht gezogen, als zum Spielball von Hofintrigen zu werden. In richtigen Kämpfen kannte sie sich aus. Hier fühlte sie sich hilflos, ja ausgeliefert.

Sie befand sich im Inneren Lager. Der Wandernde Hof umfasste Tausende Jurten. Er füllte ein weites Tal. Es wurde niemals still in diesem riesigen Lager. Eine Stadt, ein Königshof und ein Heer waren miteinander zu einem riesigen Lindwurm verschmolzen, der sich rastlos durch die weite Steppe wand. Selten verweilte der Hof länger als einige Tage an einem Ort. Dann ging es weiter. Und im Grasland blieb eine Narbe zurück, wenn der Hof des Unsterblichen Madyas vorübergezogen war. Kahlgefressene Hänge, die Herden von Pferden, Kamelen und Ochsen genährt hatten. Eine Furche aus schwarzem Schlamm, wo ungezählte Füße und Hufe den Grund aufgewühlt hatten.

Shaya atmete tief durch und straffte sich, so gut der Schmerz in ihrer Schulter dies zuließ. Es roch nach dem Rauch von Dungfeuern, gebratenem Büffelfleisch, Suppen und frisch gegerbtem Leder. Sie spürte die Blicke in ihrem Rücken, als sie, eskortiert von ihren Leibwachen, durch das Lager schritt. Das Innere Lager war durch eine niedrige Palisade aus zugespitzten Pfählen vom Hauptlager getrennt. Hier weilten nur die Freunde und Berater ihres Vaters mit einer handverlesenen Dienerschaft. Und Shayas zahlreiche Geschwister.

Endlich erreichte sie die Himmelsjurte, das Palastzelt ihres Vaters. Wie eine Glucke ihre Küken überragte sie alle Jurten des Wandernden Hofes. Sie stand auf einer weiten Holzplattform, die von mannshohen Rädern getragen wurde. Der Holzboden und das wuchtige Geländer, das ihn umspannte, waren von glänzend

roter Farbe. Die Pfosten des Geländers ragten viele Schritt hoch und waren mit den Haarlocken der Feinde geschmückt, die der Unsterbliche Madyas in seinem langen Leben erschlagen hatte. Die Form der Jurte erinnerte an eine durchschnittenen Zwiebel. Sie war von dunklem Blau, auf das Hunderte Perlen aufgesteckt waren, was ihr den Namen Sternenjurte eingebracht hatte. Nur wenigen Menschen war es vergönnt, jemals das Innere des Palastzeltes zu sehen. Nahebei weideten die dreißig weißen Ochsen, die den Palast ihres Vaters durch das weite Grasland zogen.

Wer diese Jurte einmal gesehen hatte, der vergaß sie nie wieder. Sie war ein Mythos in ihrem Volk. Als Kind war Shaya gerne hierhergekommen. Jetzt fragte sie sich voller Sorge, was sie dort erwartete. Warum hatte ihr Vater Subai geschickt, um sie von Nangog zurückzuholen?

Am Eingang des Palastzeltes kauerte ein großer, silberner Wolf. Shaya hatte das Gefühl, dass er sie aus seinen Rubinäugen anstarrte. Er war ein Geschenk der Devanthar. Sie selbst hatte schon gesehen, wie der Wolf zum Leben erwachte und es duldet, dass ihr Vater auf ihm ritt. Vor langer Zeit war es dieser Wolf gewesen, der sie und die von ihr auserwählten Krieger auf magischen Pfaden nach Nangog geführt hatte. Er bewachte ihren Vater. An ihm vorbei würde kein Meuchler in die Sternenjurte gelangen.

Die Klappe der Jurte wurde zurückgeschlagen, kaum dass sie einen Fuß auf das rot lackierte Podest gesetzt hatte, auf dem das prächtige Zelt errichtet war. Warmer, blaugrauer Rauch zog aus dem Eingang in die kühle Dämmerung. Shaya kam spät, die Sonne war bereits hinter den Hügeln versunken, und nur ein letzter, silberner Lichtstreif kämpfte am Horizont seine verlorene Schlacht gegen die Nacht. Sie herzurichten hatte länger gedauert, als sie erwartet hatte.

Entschlossen, sich keine Unsicherheit anmerken zu lassen, trat Shaya in die Jurte. Das Zelt war unnatürlich groß. Seine Kuppel

wurde von rot lackierten Holzpfeuern getragen. Farbenprächtige Teppiche bedeckten den Boden. Einige Feuerschalen mit rot glimmender Glut sorgten für Wärme. Ihr Vater und acht weitere Männer erwarteten sie. Subai war unter ihnen und der Heilkundige vom Seidenfluss. Die meisten anderen kannte sie auch. Sie standen in einer Gruppe zusammen und redeten. Erst als ihr Vater den Kopf hob und sie anblickte, verstummten die Gespräche. »Du kommst spät, Shaya. Die Sonne hat bereits ihr Haupt hinter den Hügeln zur Ruhe gebettet. Ist dies deine Art, mir Respekt zu zollen?«

»Ich bitte um Verzeihung, erhabener Madyas, Hüter der Herden, Licht der Sonne, Sohn des Weißen Wolfes«, brachte sie mit belegter Stimme hervor. An diesem Abend sollte sie ihn besser um gar nichts bitten.

»Tritt vor mich!«, befahl er mit harscher Stimme. »Ich will in deine Augen sehen, wenn ich mit dir über die ungeheuerlichen Vorwürfe spreche, die mir zugetragen wurden.«

Shaya war von seiner Stimme ganz und gar in Bann geschlagen. So rebellisch sie sonst war, ihrem Vater hatte sie sich nie widersetzen können. Jedenfalls nicht, wenn sie vor ihm stand. Sie war geflohen, war ausgewichen ... Das war nun unmöglich. Alle Augen ruhten auf ihr, und sie hatte das niederschmetternde Gefühl, dass alle anderen wussten, was sie erwartete. Ihr Bruder Subai lächelte sie spöttisch an.

»Du weißt, dass eine Prinzessin der Ischkuzaiia ihrem Volk gehört. Das Volk nährt dich. Deshalb musst auch du bereit sein, das Volk zu nähren, wenn deine Zeit gekommen ist.«

Sie sah ihren Vater mit schreckensweiten Augen an. Es durfte nicht ...

»Dein schwerer Sturz gestern könnte schwerwiegende Folgen für deine Zukunft haben. Für die Zukunft aller Ischkuzaiia. Jungfrauen sollten wilde Ritte meiden.«

Das durfte nicht wahr sein, dachte sie.

Madyas klatschte laut in die Hände. »Bringt den Tisch!«

»Bitte vergebt mir, allweiser Madyas, dass ich es wage, ungefragt das Wort an Euch zu richten«, mischte sich der alte Heilkundige ein. »Mir scheint es geboten, zunächst die Schulter Eurer Tochter zu behandeln. Sie leidet Schmerzen. Das wird der anderen Untersuchung nicht zuträglich sein.«

Ihr Vater zog ärgerlich die Brauen zusammen. »Was heißt nicht zuträglich? Sie hat jahrelang das Mannweib gespielt, dann soll sie jetzt gefälligst nicht zimperlich sein!«

»Bitte verzeiht, wenn ich Euch missverstanden haben sollte, allgewaltiger Unsterblicher.« Der Heiler wagte es nicht, ihrem Vater in die Augen zu blicken. »Ich hatte gedacht, dieser Abend sei der Suche nach den weiblichen Tugenden Eurer Tochter Shaya gewidmet. Unter dieser Prämisse wäre es ein Gebot der Höflichkeit, Eure Tochter auch wie eine Dame zu behandeln und nicht wie einen Steppenkrieger, der weder Furcht noch Schmerz kennt. Doch offenbar bin ich einem Missverständnis unterlegen und möchte unterwürfigst um Verzeihung für meinen Einwurf bitten.« Der Heilkundige sprach mit starkem Akzent, und es war schwer, seinen Worten zu folgen. Shaya war sich nicht ganz sicher, ob sie richtig verstanden hatte. Hatte er es tatsächlich gewagt, zwischen all den schönen Worten eine unterschwellige Kritik an ihrem Vater zu verstecken? War der Alte lebensmüde? Was hatte er hier überhaupt zu suchen? Was wollte man von ihr? Wenigstens starrten die Ratsmitglieder nun nicht mehr sie an, sondern den Heiler, der sich solch ungeheuerliche Freiheiten gegenüber dem Unsterblichen herausnahm.

Das Gesicht ihres Vaters zeigte keinerlei Regung. Es herrschte atemlose Stille in der Sternenjurte.

»Knie nieder, Shaya«, sagte der Unsterbliche schließlich sehr leise. »Der große ... Miao? So heißt du doch, nicht wahr? Miao? Belassen wir es dabei. Eure Namen sind immer so unnötig lang und schwer zu behalten.«

»Jeder Name, mit dem Ihr mich bedenkt, Unsterblicher, ist ein Ehrenname für mich«, entgegnete der Heiler mit einer Verneigung.

»Knie nieder!«, wiederholte ihr Vater streng.

Sie gehorchte, widerstrebend. Der Alte trat hinter sie. Seine Hände tasteten über den glatten Seidenstoff. Shaya keuchte. Nicht vor Schmerz. Umringt von diesen alten Männern und ihrem Bruder zu knien. In diesem Kleid. Wäre sie nackt, hätte sie sich kaum mehr gedemütigt gefühlt. Sie wurde sich bewusst, dass sich ihre Brustwarzen durch den dünnen Stoff abzeichneten. Beschämt hob sie den linken Arm, um ihre Blöße zu bedecken.

»Bitte haltet still, ehrenwerte Prinzessin.« Die dünnen Finger des Heilers gruben sich mit überraschender Kraft in ihr Fleisch. Er tastete über ihr rechtes Schulterblatt. Die Fingerspitzen folgten den Knochenrändern. Ihr traten Tränen in die Augen. Gegen ihren Willen. Sie hob den Kopf und starrte in das Antlitz ihres Vaters, den all dies nicht zu rühren schien.

»Wäret Ihr so gut, den rechten Arm anzuheben, auch wenn es schmerzt?«

Shaya presste die Lippen zusammen. Ihre Tränen waren versiegt. Sie schwor sich, vor den alten Männern keine weitere Schwäche zu zeigen.

»Es wird weniger wehtun, wenn Ihr ausatmet, wenn ich Euch darum bitte.« Der Heiler legte eine Hand flach auf ihr Schulterblatt und griff mit der anderen nach ihrem rechten Oberarm.

»Bist du sicher, kräftig genug zu sein, um das zu tun, alter Mann?«, fragte ihr Bruder herablassend. »Soll ich nicht lieber an dem Arm ziehen, um ihn einzurenken?«

»Mein Herz weitet sich vor Freude ob dieses großmütigen Angebots.« Shaya spürte den warmen Atem des Heilers in ihrem Nacken, während er sprach. »Doch diese Aufgabe erfordert mehr Kunstfertigkeit als Kraft, ehrenwerter Prinz Subai.«

Der Heiler streichelte sanft über ihre Schulter. »Gleich, meine Prinzessin.«

»Ich finde, ein Seidenaffe sollte sich nicht in dieser Art über eine Prinzessin beugen«, sagte einer der Berater ihres Vaters in falschem Flüsterton, sodass jeder der Anwesenden seine Worte deutlich verstehen konnte. »Er sieht aus wie ein Rüde, der eine Hündin bespringt.«

»Meine Hunde sind hübscher«, sagte Subai lachend.

Shaya stellte sich vor, wie sie ihrem Bruder mit einem langen Messer die Kehle durchschnitt. Sie würde diesen aufgeblasenen ...

»Ausatmen«, befahl der Heiler, zog an ihrem Arm und drückte zugleich auf das Schulterblatt.

Shaya stieß einen gepressten Laut aus. Ein unangenehm schnappendes Geräusch erklang. Schmerz wogte durch die Schulter den Arm hinab und versiegte. Vorsichtig bewegte sie ihren Arm. Sie spürte ein unangenehmes Ziehen, doch das war kein Vergleich zu den vorherigen Qualen.

»So es Euch beliebt, solltet Ihr den Arm in den nächsten Tagen tunlichst schonen, ehrenwerte Prinzessin Shaya. Das wäre der weiteren Heilung förderlich. Es ist noch nicht ganz ...«

»Dies ist also, was du dir unter dem Umgang mit einer Dame vorstellst«, unterbrach ihr Vater den Heiler mit schneidender Stimme. »Vermagst du dir vorzustellen, wie ein Vater bei diesem Anblick empfindet?« Er klatschte laut in die Hände. »Bringt den Tisch! Wir werden uns nun dem widmen, worum es heute Abend eigentlich geht. Herauszufinden, ob Shaya noch in der Lage ist, ihrem Volk in jener Weise zu dienen, die einer Prinzessin bestimmt ist.«

Jetzt begriff Shaya endlich, warum ihr Vater sie hierhergerufen hatte. »Du willst doch nicht vor all den ...«

»Was nun geschieht, erfordert die Anwesenheit von Zeugen«, entgegnete Madyas kalt.

Sie starrte in die schwarzen Augen ihres Vaters. »Das ist nicht nötig. Ich bin keine ...«

»Schweig!« Madyas' Stimme war wie ein Peitschenhieb. »Du wirst es über dich ergehen lassen und kein Wort sagen, solange du nicht gefragt wirst.«

»Bitte ...«

»Ob du eine Zunge hast, ist von weitaus geringerer Bedeutung als deine Jungfräulichkeit, Shaya. Fordere mich nicht heraus. Die meisten Männer, die ich kenne, schätzen stille Frauen.« Er bedachte Subai mit einem ärgerlichen Blick. »Ich bin wahrlich neugierig zu erfahren, ob eine Schlampe oder ein Lügner meinem Samen entsprossen ist.«

Der Eingang öffnete sich, und vier stämmige Männer trugen einen Tisch herein, wie ihn Shaya noch nicht gesehen hatte.

»Leistet besser keinen Widerstand, Prinzessin«, hauchte ihr der Heilkundige ins Ohr. »Die vier haben heute Morgen bereits mehrere Frauen auf den Tisch gebunden und ... Sie sind stärker.«

»Du trittst meiner Tochter nahe, wenn ich es dir befehle«, sagte Madyas mit kalter Ruhe, die furchteinflößender war als jedes Geschrei.

Shaya betrachtete noch immer entsetzt den seltsamen Tisch. Zwei hohe, ledergepolsterte Keile waren darauf befestigt und etliche breite Ledergürtel.

»Leg dich hin und spreiz deine Beine.« Die Worte ihres Vaters waren von einer Geste begleitet, als wolle er sie einladen, an einer Festtafel Platz zu nehmen.

Sie schüttelte sich, konnte nicht glauben, was jetzt geschehen sollte. Kein Vater tat so etwas seiner Tochter an.

»Dein Stolz wird geringeren Schaden nehmen, wenn du es selbst tust, meine Tochter.«

Sie schluckte hart und sah zu den vier großen, muskelbepackten Kerlen. Wenn ihr Widerstand Erfolg haben sollte, war es besser, wenn zunächst alle glaubten, dass sie sich fügte. Jetzt zu kämpfen wäre aussichtslos.

Shaya setzte sich auf den Tisch.

»Schwing die Beine hoch, sodass deine Kniekehlen auf den Holzkeilen liegen«, erklärte ihr Subai mit anzüglichem Lächeln. »Dann wird allen offenbar werden, was für ein Leben du geführt hast.«

Sie hatte das Gefühl, als wachse ein riesiger Eisklumpen in ihrem Inneren. Sie musste gehorchen, sonst würden die Handlanger ihres Vaters sie mit den Lederbändern an den Tisch schnallen. Das war offensichtlich. Doch ihr Kleid würde ihr bis zu den Hüften rutschen, wenn sie gehorchte. Sie blickte starr zur hohen Kuppel der Jurte, um nicht in die Gesichter der Männer sehen zu müssen. Männer, auf deren Knien sie als Kind gesessen hatte. Hinter dem Rauch unter dem Zeltdach funkelten Edelsteine auf dem dunkelblau gefärbten Fell. Sie flüchtete in Gedanken zu diesen falschen Sternen und versuchte ihre Seele vor dem zu verschließen, was geschah.

»Bindet sie fest, sie wird sonst nicht liegen bleiben«, befahl ihr Vater.

Shaya rührte sich nicht mehr. Sie wurde an Armen und Beinen gepackt und auf den Tisch gedrückt. Es war sinnlos, gegen die Übermacht anzukämpfen.

»Wir brauchen mehr Licht. Holt Öllampen.« Das war die Stimme ihres Bruders.

Ein Lederriemen wurde um ihre Hüften geschlungen und so fest gezurrt, dass er durch das Seidenkleid in ihr Fleisch schnitt.

Sie spürte warmen Atem auf ihren Oberschenkeln. Eine grobe Hand strich über ihr Bein. Shaya blickte fest auf einen großen Diamanten über ihr, in dem sich das helle Licht brach, das man zwischen ihre Schenkel hielt. Sie wollte zumindest in Gedanken fliehen, doch die Stimmen holten sie zurück ins Hier und Jetzt. Sie würde sich jeden von ihnen merken. Würde genau darauf achten, wer wenigstens ein letztes bisschen Anstand wahrte. An den anderen aber würde sie sich rächen. Nicht jetzt oder in nächster Zeit. Sie würde überleben, was sie ihr antaten, und sie würde

